L. eleg. m. 372 q

436

86 BG

In demselben Verlage sind folgende Bücher erschienen:

K. Müchlers
Anekdoten-Almanach für 1819.

Mit Kupfer. Geheftet. 1 Rthlr. 8 Gr.

Es sind jetzt von diesem Almanach 10 Jahrgänge erschienen, nemlich für die Jahre 1808, 1809, 1810, 1811, 1812, 1813, 1815. 1817. 1818 und 1819, welche außer dem ephemeren Werth, den sie für die Unterhaltung hatten, noch als ein Repertorium vieler witzigen, geistreichen Einfälle und mannigfaltiger Vorfälle des gesellschaftlichen Lebens, charakteristischer Züge merkwürdiger Personen, und mancher Beiträge zur Zeitgeschichte, geschätzt und zum Nachschlagen oft benutzt werden. Um in diese so zahlreich angewachsene Menge von Anekdoten einige Ordnung zu bringen und das Aufsuchen zu erleichtern, wird gegenwärtig über alle 10 Jahrgänge ein Namen- und Sachregister bearbeitet, welches ehestens erscheinen und allen denen willkommen seyn wird, die die ganze Sammlung besitzen. Es werden hierdurch die einzelnen Jahrgänge zu einem Ganzen verbunden, gewissermaßen zu einem Anekdoten Lexicon, wie es, in dieser Reichhaltigkeit, bis jetzt uns fehlte. Ein Exemplar aller 10 Jahrgänge kostet 13 Rthlr. 8 Gr., auch sind die Jahrgänge von 1810 an, noch einzeln für 1 Rthlr. 8 Gr. zu haben.

Kiesewetter's, J. G. C., Reise durch einen Theil Deutschlands, der Schweitz, Italiens und des südlichen Frankreichs nach Paris. Erinnerungen aus den denkwürdigen Jahren 1813, 1814 und 1815. 2 Bände. gr. 8. geh. 4 Rthlr.

Die Deutschen gehören unstreitig in die Klasse der inquisitive Travellers (der forschenden Reisenden) wie sie Sterne nennt. Man kann sich auf ihre Aufmerksamkeit, auf ihren Tiefblick und meistens auf ihre Unpartheilichkeit verlassen. Dem Verfasser dieser Reise gebührt ohne Schmeichelei, dieses dreifache Lob; und eben so sehr noch das besondere Zeugniß, daß in seinen

L. eleg. m. 372 t = 8

Dialogische Turnspiele;

das ist:

erbauliche Gespräche

zwischen

Spöttern und ernsthaften Leuten

über allerlei Dinge.

Aufgezeichnet

von

T. H. Friedrich.

Berlin 1819.

Bei Duncker und Humblot.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Der alte Spötter Lucianus hat mich überzeugt, daß keine Form sich besser für die Satyre eignet, als die dialogische. Denn der Dialog stellt die Menschen, indem er sie redend einführt, am treffendsten in ihrer Eigenthümlichkeit dar, und gewährt außerdem den großen Vortheil, daß er sie in eine beständige Opposition, in einen lebhaften Kampf der Meinungen und Gefühle versetzt, wodurch der Gegensatz der Vernunft und Thorheit, also das eigentlich Lächerliche, desto stärker herausgehoben, und das Gemälde vor Eintönigkeit

bewahrt wird, folglich an Lebendigkeit des Colorits ungemein gewinnt. Zudem giebt es kein Gewand, worin sich Momus freier bewegen, und mit größerer Leichtigkeit von einem Gegenstande zum andern überspringen könnte, als das dialogische. —

Dies ist, was mich zur Herausgabe der Gespräche bestimmte, welche ich hiemit dem Leser übergebe.

Hamburg im Juli 1818.

Der Verfasser.

Die Nachwehen.

Der Autor und sein Freund.

Der Autor.

Da wäre also das Kindlein glücklich zur Welt gebracht! — Jetzt aber kommen die Nachwehen. Zuerst macht mir die Sorge zu schaffen: wie tauf' ich es? Dann aber kümmern mich die Fehler, die bei der Geburtshülfe vorgefallen sind.

Der Freund.

Du meinst die Druckfehler?

Der Autor.

Ja wohl, Freund! Ach! du weißt nicht, was es dem armen Vater für ein Herzeleid

macht, wenn er denkt: da läuft dein Früchtchen in der Welt herum, und trägt so mancherlei kleine Unzierden an sich, welche Dir, und nicht der Hebamme zur Last gelegt werden, die sie doch eigentlich verschuldet hat. Zwar habe ich dem Kindlein ein Sündenregister — Druckfehlerverzeichniß — angehängt, worin ich gegen alle Schuld protestire: aber das wird nur zu oft übersehen.

Der Freund.

Da kannst du sehr leicht aus der Verlegenheit kommen. Erkläre das ganze Werk für einen Druckfehler, dann bist du der Sorge um die einzelnen Druckfehler überhoben, und kannst keck behaupten, es sey nur Schuld der Presse, wenn dein Werk nicht viel tauge.

Der Autor.

Ein herrlicher Einfall, wofür ich dich küssen möchte. — Freund! was wälzest du mir da für einen Stein vom Herzen! —

Diese Sorge also wäre beseitigt, und zugleich der Kritik ein Possen gespielt. Denn wenn der Autor selbst sein Werk für einen großen Druckfehler erklärt, was bleibt ihr dann noch zu sagen übrig? — Nun aber pro secundo: was für einen Taufnamen soll das Kindlein erhalten? Unter welchem Titel schick' ich es in die Welt? — Ach! wüßtest du, was der Titel Unsereinem oft für schmerzliche Nachwehen verursacht!

Der Freund.

Auch darin will ich dir dienen. — Nenne es neue Fidibus oder neue Makulatur. Auf diese Art stopfest du der Kritik vollends den Mund. Denn es müßte doch mit dem Henker zugehen, wenn es auch diesem Titel nicht entspräche.

Der Autor.

Neue Fidibus! — Unvergleichlich! — So kann man mir wenigstens Ein Verdienst, das der Bescheidenheit, nicht absprechen.

Habe Dank, mein Freund! Du hast mich von allen Sorgen entbunden. Ich will meinen Verlegern diesen Titel dringend empfehlen, und wenn sie ihn nicht annehmen, so ist es gewiß nicht meine Schuld.

Die

Die Gedankensaat.

„Und es ging ein Säemann aus, zu säen.“

Benedikt und Maledikt.

Benedikt.

Du hast manches Treffende und Wahre gesagt, aber ohne Zweifel auch viel Halbwahres, Schielendes, Flaches und Nichtssagendes. Gesetzt aber auch, es wären lauter Goldkörner, die du aussäetest: gestehe aufrichtig, wozu nützt es?

Maledikt.

Der Saame der Wahrheit, mein Freund! ist nie vergebens ausgestreuet. Zwar ein Theil ist taube Hülse, ein andrer fällt auf einen

steinigten Acker, noch ein anderer wird von den Winden verwehet, wieder ein anderer von den Thieren zertreten: Ein Theil aber faßt Wurzel, und wird Halm und Ähre.

Benedikt.

Zeige mir nur Einen Halm, nur Eine Ähre, die aus deinen Schriften hervorging.

Maledikt.

Unsichtbar sprießt und reift die Saat auf der Gedankenflur: einst werden Garben daraus.

Benedikt.

Spreu! nichts als Spreu, liebes Kind! o täusche dich nicht!

Maledikt.

Auch dann muß man sich zu trösten wissen. Auf diesem Planeten wird ja so oft Korn ausgesäet und Spreu geerndtet. Aber glaube das nicht, mein Freund! — Der Ge-

danke ist ein Saamenkorn, das oft Jahrhunderte im dunkeln Schooß der Zeit schlummert, und dann erst keimt und aufsprießt wie eine Eiche, und Blüte und Frucht treibt, und sich wieder aussäet und fortpflanzt ins Unendliche. Wer vermag zu bestimmen, wie ein hingeworfenes Gedankenkörnchen eines längst verschollenen Autoren des Alterthums, aus dem Schutte hervorgezogen und auf einen empfänglichen Boden geworfen, jetzt erst ins Leben eingeht, und sich zu That und Werk gestaltet?

Benedikt.

Possen! — Gedanken sind Worte, Worte sind ein Schall, ein leeres Nichts, das durch ein Ohr hinein, durch das andre wieder hinausgeht. Keine Spur bleibt zurück.

Maledikt.

Ein junger ausschweifender Erbprinz las einst: der Kaiser Titus habe am Abende eines Tages, der mit keiner wohlthätigen Hand-

lung bezeichnet war, mit Schmerz ausgerufen: „ich verlor einen Tag!“ Diese Worte fielen in einem günstigen Augenblick in sein Gemüth, als er eben, vom Rausche der Sinneslust erschöpft, um Mitternacht in sein Schlafzimmer zurückgekehrt war, und voll bitterer Reue seines fürstlichen Berufes gedachte. Kein Wunder also, daß sie tief in seiner Seele wurzelten. Gleich nach Tagesanbruch ließ er eine schwarze Tafel mit den Worten: diem perdidi! über sein Bett aufhängen, und nun verging kein Tag, an dem er nicht irgend etwas that, was seinem Namen zur Ehre gereichte. Dies offenbarte sich erst recht, als er zur Regierung gelangt war. Schon am ersten Tage hob er die Leibeigenschaft auf, am zweiten führte er allgemeine Glaubensfreiheit ein, am dritten unterzeichnete er einen Friedensvertrag, am vierten beschloß er, seinem Volke eine freie Verfassung zu geben; kurz: er machte sich ein Gesetz und eine heilige Gewohnheit daraus,

jeden Tag mit einem schönen Werke zu krönen. Und als er einst eine arme Beamtenwittwe, welche ihn um Unterstützung ansprach, mit Härte zurückgewiesen, und sie dadurch zu einem Schritte der Verzweiflung gebracht hatte: da ordnete er eine monatliche Hoftrauer an, während welcher die Hofzeitung mit dem Motto: diem perdidi! ausgegeben werden mußte, und eben so lange machte er es sich zur unerläßlichen Pflicht, seine täglichen Wohlthaten zu verdoppeln.

Benedikt.

Auf welchem Planeten, wenn ich fragen darf, hat dieses Fürstenmuster gelebt?

Maledikt.

Hier, auf dem Monde, mein Freund! — Gesetzt aber, die Geschichte hätte sich nirgends zugetragen, so möge sie als Gleichniß gelten von dem, was täglich im Großen wie im Kleinen geschieht, wiewohl nicht immer in so

poetischer Vollendung. Gewiß, Freund Benedikt! ein jeder große Gedanke, eine jede treffende Wahrheit, eine jede erhabene Lehre ist gleichsam ein Goldfaden, in das Seelengewebe eingewirkt, der, ohne uns dessen bewußt zu werden, unserm Eigenthume zuwächst, und ein Theil unsers geistigen Vermögens wird. Und so geschieht es denn, daß wir Undankbaren zuletzt für Selbsterzeugniß halten, was wir von andern, und oft erst aus der hundertsten Hand, empfingen, und den Antheil, den sie an unsrer geistigen Schöpfung haben, uns selbst zuschreiben. Oder meinst du etwa, daß du seyn würdest, was du bist, wenn nie ein Aristoteles und Homer, ein Horaz und Virgil, ein Cicero und Luzian, ein Shakespeare und Schiller u. s. w. existirt, und seinen geistigen Nachlaß auf dich vererbt hätte? Und kannst du läugnen, daß unzähliges Schöne, was jetzt erst zur Reife kommt, von ihnen ausgesäet wurde?

Benedikt.

Zugegeben. Aber wieviel Unkraut sprießt nicht neben dem Weizen! wieviel Irrthum neben der Wahrheit! wieviel Schlechtes und Gemeines neben dem Trefflichen und Erhabenen! Wahrlich! ein Mann, der uns die Kunst lehrte, den Geist von all diesem Wust und Unrath zu reinigen, die Tafel des Gedächtnisses wieder auszuglätten wie ein tabula rasa, und uns vergessen zu machen, was wir mit Mühe und Schweiß in unsern Hirnkammern aufspeicherten: ein solcher Mann wäre ein rechter Wohlthäter des menschlichen Geschlechts.

Maledikt.

Das Licht stralt zehnfach heller neben dem Schatten, die Wahrheit neben dem Irrthum, die Schönheit neben der Mißgestalt, die Tugend neben dem Laster. Das Chaos ist die Mutter der Harmonie, aus der Nacht geht der Tag hervor, und aus Kampf und Ver=

wirrung die Wahrheit, die Freiheit und das Recht. — Sorgt nur, daß Nacht und Chaos nicht die Oberhand gewinne, und laßt uns kämpfen für das Bessere, so lange sich ein Nerve in uns regt.

Benedikt.

Schöne Sentenzen, fürwahr! recht erbaulich anzuhören. — Nun wohl, ich gebe dir zu, daß ernste Wahrheiten, wie du sie mit eingestreuet hast, gute Frucht tragen können. Aber was bezweckst du mit deinem heillosen Spott? — Gewöhne dir das Laster der Satyre ab! ich rathe es dir als wahrer Freund. Du setzest dich dem Haß und der Verfolgung der Angegriffenen aus, erbitterst sie, ohne sie zu bessern.

Maledikt.

Bessern! Seltsamer Schnack! — als ob mir je eingefallen wäre, das Ungeziefer zu bessern! — Wenn jemand eine Natur-

geschichte der Wespen, Maulwürfe, Raupen und Blattläuse schreibt: hat er dann etwa auch die Absicht, diesen Thierchen den Text zu lesen, ihnen ihren schädlichen Instinkt abzugewöhnen und sie auf den Pfad der Tugend zu leiten? Er beschreibt sie bloß, um sie kenntlich zu machen, zu Nutz und Frommen derjenigen, welche sich vor ihnen sichern und wahren wollen. — Und ist die Satyre etwas anderes, als eine Naturgeschichte menschlicher Mißgeschöpfe, in das Gewand des Witzes gekleidet?

Benedikt.

Aber die Erbitterung der Geschilderten!

Maledikt.

Was schiert mich die Erbitterung der Natter, welche ich in meinem Bilderbuche abkonterfeye. Ich male sie nicht, um sie zur Wuth zu reizen, sondern um arglosen Leuten zu zeigen, wie eine Natter aussieht. Wenn

der Naturforscher einen Esel schildert, und sich also ausdrückt: „der Esel ist ein dummes, faules, mit langen Ohren begabtes Thier“ — was kümmert es ihn, ob vielleicht dieser oder jener Esel es ihm übel nehmen möchte. Setze einmal den Fall, das Corps der Esel thäte sich zusammen, reichte eine Injurienklage bei dem königlichen Kammergericht in Berlin, oder sonst wo, ein, und trüge auf Bestrafung, Abbitte und Ehrenerklärung gegen irgend einen Linné oder Büffon an, der sie also geschildert hat; wie würdest du den Urthelsfasser nennen, der die Naturgeschichte der Esel für eine Schmähschrift, und deren Urheber für Injurianten, Calumnianten und Pasquillanten erklärte?

Benedikt.

Das ist nun einmal wieder eine von deinen albernen Possen. Keinen Esel, selbst wenn er Gedrucktes lesen, und sich mündlich oder schriftlich ausdrücken könnte, wird je so etwas in den Sinn kommen.

Maledikt.

So wenig als es jemals den Wölfen, Füchsen, Affen und Katzen einfallen würde, darüber Beschwerde zu führen, daß man sie räuberische und verschmitzte, geile und diebische Bestien genannt habe.

Benedikt.

Aber —

Maledikt.

Aber: warum wüthet denn diese Bestie, welche sich mit der Himmelsgabe der Vernunft blähet, so entsetzlich, wenn man sich einmal die Freiheit nimmt, sie in ihrer Bestialität darzustellen? Warum platzt sie schier vor lauter Gift und Galle, wie der Basilisk — si fabula vera — wenn man ihr einen Spiegel vorhält? — Doch wie gesagt, das kümmert mich nicht. Ich schreibe die Naturgeschichte der Bestien, und lasse sie brüllen, bellen, grunzen, meckern, brummen und summen, so viel sie wollen.

Benedikt.

So prophezeihe ich dir, daß du früh oder spät noch einmal gespießt, oder geröstet, oder wenigstens geviertheilet wirst.

Maledikt.

Wir stehen alle in Gottes Hand. Adé.

Das schöne Bündniß.

Hinz und Kunz.

Hinz.

Was beginnt ihr da? Was soll das seltsame Bauwerk?

Kunz.

Es soll ein Denkmal seyn unsers glorreichen Sieges über den Drachen, der auf diesem Felde erlegt wurde.

Hinz.

Eures Sieges? Was? Ihr maßt euch den Sieg an? — God dam! das ist zum Lachen. Die Bälge treten heißt noch nicht: die Orgel spielen.

Kunz.

Ei! — Und mit den Fäusten pauken heißt noch nicht: musiziren. — Ich denke, das Lied hat ein höherer Meister gespielt, und die Harmonie kam von Oben.

Hinz.

Das mag seyn, aber das Denkmal ist Uns zum Hohne. Unterlaßt es!

Kunz.

Das ist mir ein schönes Bündniß!

Das Schachspiel.

Max und Stax.

Max.

Ihr habt mich matt gesetzt. — Ich habe keinen König, keinen Bauer, keinen Springer und keinen Thurm mehr. Aber par bleu! mein Spiel ist noch nicht zu Ende.

Stax.

God dam! Ihr seyd ganz schachmatt.

Max.

Thoren! den Schulmeister habt Ihr überwunden, die Schule besteht noch, und mit ihr mein Geheimniß. Meine Schüler können das Spiel fortsetzen.

Star.

Pah! Wenn der Schulmeister todt ist, wer fürchtet noch die Schüler?

Max.

Sie können zu Schulmeistern heranwachsen. Seyd weise! laßt sie nicht groß werden.

Die Gartenjustiz und Gartenpolizei.

Peregrin und Crispin.

Peregrin.

Was treibst du da so emsig an dem Apfelbaume?

Crispin.

Ist das noch eine Frage? — Ich tödte die verdammten Raupen, die mir die Blüten zernagen.

Peregrin.

So! — Ei da wirst du mit deinen zwei Händen nicht viel ausrichten.

Crispin.

Man thut so viel man vermag.

Peregrin.

Ich kenne einen Garten, unendlich größer als der deinige. Da giebt es Raupen die Fülle, welche die Blüten, und Wespen und Sperlinge, welche die Früchte zernagen. — Aber der Gärtner —

Crispin.

Nun? Steuert er nicht dem Unwesen?

Peregrin.

Hin und wieder hat er einen Gartenburschen angestellt, der das Raupengeschmeiß tödten, und Vogelscheuchen, die das Sperlingsgezücht schrecken sollen. Aber die Gartenburschen —

Crispin.

Nun? Passen sie nicht auf den Dienst?

Peregrin.

Hie und da langen sie sich ein Raupennest von den Bäumen, zertreten es und glauben

dann wunder was gethan zu haben; die Vogelscheuchen aber — Gott sey's geklagt! — die schrecken nicht einmal die Sperlinge, geschweige denn — die Gartenburschen selbst.

Crispin.

Was du sagst! — Dann thäte es ja wohl Noth, neben jeden Gartenburschen wieder einen Aufseher und Controlleur hinzustellen.

Der Taufname.

Hans und Töffel.

Hans.

Sage mir: hast du einen Spleen, oder was ist mit dir vorgegangen?

Töffel.

Ist das nicht eine Quaal? — Schon seit acht Tagen zerbreche ich mir den Kopf, wie ich meinen Jungen taufen lassen soll. Einen Apostelnamen soll er nun einmal haben, weil meine Frau ausdrücklich darauf besteht, und nun schwanke ich seit gestern zwischen Peter, Paul und Johann, und kann nicht zum Entschluß kommen. — Rathe mir!

Hans.

Einen Apostelnamen? Weißt du was? Laß ihn Markus, oder noch besser, Judas taufen. Das sind wahre Glücksnamen, und heutigen Tages giebt es keine bessere Empfehlung.

Die mechanische Wiege.

Balthasar und Kilian.

Balthasar.

Laß dir von einer seltsamen Erfindung erzählen, welche ich heute auf einem Spaziergange beobachtete.

Kilian.

Erzähle!

Balthasar.

Der Weg führte mich an einer Wassermühle vorüber. In dem Mühlenteich bemerkte ich neben den großen Wasserrädern ein ganz kleines, dessen Zweck ich nicht errathen konnte. Aus Wißbegierde trat ich in die Mühle, die so eben von dem Eigenthümer

und dessen Hausfrau verlassen war, und gelangte in die Wohnstube. Dort bemerkte ich eine sich selbst bewegende Wiege, in welcher ein Kind lag und ganz jämmerlich schrie. Bei näherer Untersuchung überzeugte ich mich nun, daß das kleine Wasserrad es war, welches diese Wiege, vermöge eines ganz besondern Mechanismus, in Bewegung setzte.

Kilian.

Das ist mir nichts Neues.

Balthasar.

Aber gestehe, daß der Einfall, seine Kinder durch mechanische Kräfte in den Schlaf zu wiegen, äußerst sinnreich und originell ist. Ich wenigstens, habe mich nicht enthalten können, dabei mancherlei Betrachtungen über große Kinderwiegen, z. B. Volkswiegen, anzustellen.

Kilian.

Laß hören!

Balthasar.

Unsre Staatshaushalter — so dacht ich — haben diesem sinnreichen Müller etwas abgesehen. Wie er und seine Hausfrau der Mühle den Rücken kehren, und über Land reisen, unterdessen aber ihr Kindlein durch mechanische Kräfte einwiegen lassen; so machen es mitunter auch Jene. Mag das Kindlein darüber auch erwachen, und etwas ungeberdig nach der Mutterbrust schreien: es liegt ja fest in den Windeln, und muß ausharren, bis Mutterchen zurück kommt. Bis dahin wird es durch anhaltendes Schaukeln wieder in den Schlaf gewiegt. Will aber der kleine Schreihals sich durchaus nicht zur Ruhe begeben, nun denn — so laßt ihn schreien! so viel er will.

Die Kuhpocken-Impfung.

Nathanael und Samuel.

Nathanael.

Was treibst du da mit den Kindern, Freund?

Samuel.

Ich impfe ihnen die Schutzblattern ein.

Nathanael.

Wozu das?

Samuel.

Hilf Himmel! Hast du denn nicht von der Kuhpocken-Materie gehört, durch deren Einimpfung man das natürliche Blatterngift dergestalt abstumpft, daß seine fürchterlichen Wirkungen gehindert werden?

Nathanael.

Ei, was du sagst! — Höre, bei dieser Prozedur fällt mir eine ähnliche bei, welche Ich seit einiger Zeit vornehme. Ich impfe der gegenwärtigen Generation auch eine Art Schutzblattern-Materie ein, welche dahin abzweckt, das heillose Aufklärungsgift im Keime zu ertödten, und dessen Ausbruch durch eine wohlthätige Eiterungs-Crisis zu hindern.

Samuel.

Wirklich! — Und worin besteht deine Prozedur?

Nathanael.

In Preßzwang und allerlei Verdämmerungsanstalten.

Samuel.

Daß es Rinderstoff ist, welchen du auf diese Art einimpfest, daran zweifle ich keinesweges. Aber es scheint denn doch ein kleiner

Unterschied zwischen meinem und deinem Verfahren statt zu finden.

Nathanael.

Nämlich?

Samuel.

Du verwandelst die Menschen in Vieh, Ich nicht.

Das Rad der Fortuna.

Titus und Sempronius.

Titus.

So eben sah ich den Wucherer Azimech, den neuen Crösus, in seiner prächtigen Staatskutsche. — Das ist dir ein Prunkwagen! der schimmert und funkelt! — Ich konnte mich nicht enthalten, bei dem schnellen Umschwunge der Räder an das Rad der Fortuna zu denken, jener Schutzgöttin der Wucherer, Lieferer, Falliten und Taschenspieler aller Art.

Sempronius.

Sachte! sachte! daß es keiner hört.

Titus.

Sage mir: warum wird doch Fortuna auf einem Rade stehend abgebildet?

Sempronius.

Vermuthlich soll uns dabei stets die Gefahr vorschweben, gerädert zu werden.

Titus.

Ei! — Nun wahrlich! an diese Gefahr scheinen jene Günstlinge des Glückes eben nicht zu denken. — Vielleicht wäre es sinnreicher, die Fortuna auf dem Rade liegend abzubilden.

Sempronius.

Wohl wahr! — Als Anspielung auf das Rad der Gerechtigkeit, worauf so mancher dieser Herren von Rechtswegen geflochten werden sollte.

Was ist ein Habicht?

Jakob und Esau.

Jakob.

Accipere heißt also empfangen?

Esau.

Richtig!

Jakob.

Accipiter also ein Empfänger?

Esau.

So ist's, zugleich aber ein Habicht.

Jakob.

Dann ist ja wohl ein Oberempfänger eine Art von Oberhabicht?

Esau.

Wohl möglich, mitunter wenigstens. Ich kenne mehr als Einen, der diesen Titel verdient.

Jakob.

Sollte der Name dieses Raubvogels nicht vielleicht aus Haben und Ich zusammengesetzt seyn?

Esau.

Wahrscheinlicher als aus Haben und nicht.

Die Direktion des Welttheaters.

Pittakus und Thales.

Pittakus.

Wer spielte den Nathan?

Thales.

Der unübertreffliche Casperl.

Pittakus.

Wie? Casperl die Rolle des Weisen?

Thales.

Nu nu! ich finde das ganz in der Ordnung.

Pittakus.

Wie so?

Thales.

Als ob es auf dem Welttheater anders herginge? Wer spielt hier so oft den Weisen? —

Der Buffo! — Wer den Gebieter? — Der Dümmling! — Wer den Helden? — Der Statist.

Pittakus.

Wohl wahr! — Und wie oft wird nicht dem Helden die Statistenrolle zugetheilt!

Thales.

Gewiß!

Pittakus.

Nun, beim Momus! Dann sollte man fast schwören, daß Hanswurst Regisseur des Welttheaters in Diensten Harlequins sey, der vielleicht als Generaldirektor oder Intendant an der Spitze steht.

Theaterpolitik.

Stephanus und Theophilus.

Stephanus.

Du kommst aus dem Schauspielhause? War's voll?

Theophilus.

Leer, so leer, wie es kaum in einem Gotteshause seyn kann, wenn Pulzinello seine Gaukelbude nicht weit davon aufgeschlagen hat.

Stephanus.

Das Haus leer, wenn eine Schillersche Tragödie gegeben wird? Das ist entsetzlich.

Theophilus.

Die Leute wollen lachen, und nur lachen. Wer kann es ihnen verdenken? — Freund! wäre Ich Theaterdirektor, ich wollte mein Haus schon voll machen.

Stephanus.

Mit Schillers Muse würdest du ohne Zweifel verschonen.

Theophilus.

Fehlgeschossen! — Ich gäbe auch Schillersche Trauerspiele, nach wie vor, aber wie? — Ich machte Lustspiele daraus. Dem ersten Possenreißer gäbe ich die Rolle eines Wallenstein, Talbot oder Marquis de Posa, dem gutmüthigen Alten die Rolle eines König Philipp oder Herzog Alba, der naiven Soubrette die der Maria Stuart oder Isabella, der alten Matrone die der Jungfrau von Orleans oder Braut von Messina. Durch ganz verkehrte Besetzung würde ich den Effekt erzwingen. Ihr solltet mir lachen, und

wenn ihr euch auf die Köpfe stelltet. Ich wollte euch schon die Schillinge aus den Taschen locken.

Stephanus.

Aber die Kunst, die heilige!

Theophilus.

Possen! die geht nach Brot.

Wie arrondirt man sich?

Simon und Samson.

Simon.

Das muß man dir lassen, mein wackrer Samson! du ründest dich zusehends, seitdem du dich in das Verwaltungsfach geworfen hast. Wollte Gott! daß man das auch von deinem Herrn und dessen Unterthanen sagen könnte.

Samson.

Man arrondirt sich, so gut es sich thun läßt.

Simon.

Und weil es sich vom eignen Fette nicht thun läßt, so muß es vom fremden geschehen. — Sehr natürlich! — In der That!

wenn ich die Raupe betrachte, welche so eben eine Reise um die Welt deines Bauches macht, so möchte ich fast errathen, welche Reflexionen sie so eben anstellt.

Samson.

Nun bei meiner armen Seele! Das zu wissen, bin ich doch neugierig.

Simon.

„Diese unermeßliche Weltkugel, Bauch genannt" — so philosophirt sie — „was ist sie anders, als ein ungeheurer Todtenacker, worin so manche ehrliche Menschenseele ihr Grab fand und noch finden wird."

Samson.

Possen! — Austernseelen sind keine Menschenseelen.

Simon.

Sage mir: wie viel Schock Austern bezwingst du wohl in Einer Mahlzeit?

Samson.

Fünf Schock aufs höchste.

Simon.

Nun rechne, daß in jedem Schock die Seele eines armen Teufels steckt, welcher reichlich Brot davon essen konnte, und in Ermangelung desselben verhungern mußte, so macht das auf 200 Schock Austern, welche du, ganz schlecht gerechnet, jährlich in diesen Orkus hinabsendest, 200, sage zweihundert Menschenseelen aufs Jahr.

Samson.

Pah! du bist nicht gescheut.

Simon.

Wie, wenn diese Menschenseelen, mit dem Chor der verschlungenen Austern, einst ein Wehe! über dich tausendfachen Mörder anstimmten?

Samson.

Narrenspossen! — Solche Reflexionen verderben mir weder Appetit noch Schlaf. —

Apropos! willst du heut Abend mein Gast seyn auf eine Straßburger Pastete?

Simon.

Das laß ich wohl bleiben! Meine Seelenruhe möchte ihr Grab in deiner Pastete finden. — Bessere dich! Adé!

Recht und Unrecht

oder:

wie man's nimmt.

Philemon und Agathon.

Philemon.

Sage mir, Brüderchen, kannst Du mir vielleicht erklären, was recht und was unrecht ist?

Agathon.

Was kümmert das Dich?

Philemon.

Gar sehr, mein Brüderchen! Denn seitdem dieses Urtheil mir wegargumentirt hat, was ich von Kindesbeinen an für recht hielt, bin ich über diesen Punkt so confus gewor-

den, daß mir jetzt Alles recht und unrecht erscheint, je nachdem ich es so oder so ansehe.

Agathon.

Da hast du auch recht, so wie alle Dinge rechts oder links sind, je nachdem der Gesichtspunkt sich verändert, aus welchem ich sie betrachte. Jetzt zum Beispiel stehst du mir rechts; aber ich stelle mich auf diese Seite, und du stehst mir links.

Philemon.

Ich würde sagen: du hast recht, wenn du nach dieser Voraussetzung nicht zugleich unrecht haben könntest. — Aber nehmen wir einmal an, du habest recht, so sind wir Menschen ja eigentlich nichts weiter, als Carroussel-Reiter, denen die Gegenstände umher jeden Augenblick aus einem andern Gesichtspunkte erscheinen.

Agathon.

Wer zweifelt? — Ergo: wenn schon Einer und derselben Person die Dinge stets anders erscheinen: wie können wir uns noch

wundern, wenn verschiedene Menschen über recht und unrecht verschieden urtheilen, und dem einen oft recht ist, was dem andern unrecht, gleichwie dem einen links ist, was dem andern rechts.

Philemon.

Wohl wahr! — Pfui Teufel!

Agathon.

Was soll der hier?

Philemon.

Jetzt verdrießt es mich erst, daß ich dem Referendarius, der mir die Rechtmäßigkeit des Urtheils auseinander setzte, nicht einen tüchtigen Backenstreich gegeben habe. — Hätte er dann behauptet, es sey die linke Backe gewesen, so hätte ich's geradezu abgeläugnet, denn was Ihm seine linke Backe ist, das ist Mir ja seine rechte.

Agathon.

Unbedenklich! — Aber nun möchte ich doch eigentlich wissen —

Philemon.

Laß dir erzählen! — Du weißt, daß mir vor einigen Tagen ein schöner und ganz neuer Hut im Schauspielhause wegstipitzt wurde.

Agathon.

Von Rechtswegen. — Warum hast du den Hut nicht besser gehütet?

Philemon.

Ehegestern stoße ich auf einen Kerl mit einem Hute, den ich an der großen Stahlschnalle und andern Merkzeichen sogleich für den meinigen erkenne. — Ich bin so frei, ihm denselben ohne Umstände vom Kopfe zu nehmen.

Agathon.

Da hattest du sehr unrecht.

Philemon.

So meinte auch der vermuthliche Dieb. — „Straßenräuber! Straßenräuber!" schrie er aus Leibeskräften. — Es rotten sich Leute herbei; ich werde angehalten und vor den

Richter geführt. — Dort berufe ich mich auf mein Eigenthumsrecht, Er auf den jüngsten Besitz. — „Die Sache ist bald entschieden“ — entgegne ich — „inwendig wird sich mein Name befinden.“ — Man untersucht: aber nicht mein, sondern des Schelmes Name zeigt sich darin.

Agathon.

Es ließ sich mit geringem Verstande voraussetzen, daß der Kerl den deinigen vertilgt, und den seinigen dafür hineingeschrieben haben würde. — Cosi fan tutti! Das geschieht im Kleinen wie im Großen. Denke nur an Napoleonshöhe et caetera.

Philemon.

Kurz: ich wurde durch Urtheil und Recht abgewiesen, zu Ehrenerklärung und Kostenersatz angehalten, und hatte es bloß meinem unbescholtenen Rufe und andern persönlichen Rücksichten zuzuschreiben, daß ich nicht als Straßenräuber eingesperrt wurde.

Agathon.

Ganz gewiß.

Philemon.

Das geschahe ehegestern. — Nun stelle dir vor, was mir gestern begegnet ist. — Ich besuche den Jahrmarkt in dem nahegelegenen Städtchen, gehe in ein Caffehaus, und bemerke dort mit Verwunderung meinen Hut wieder. — „Halt!“ — denke ich — „diesmal willst du's klüger anfangen.“ — Ich nehme meinen Hut heimlich weg, und mit Zurücklassung des alten, abgenutzten Stellvertreters, den der Dieb mir untergeschoben hatte, drücke ich mich zur Thür hinaus. — Sobald ich meinen Fang in Sicherheit gebracht habe, radire ich den falschen Namen heraus, und setze den meinigen an dessen Stelle. — So gehe ich ganz seelenvergnügt auf dem Jahrmarkte herum, indem ich mir auf meine Pfiffigkeit recht was zu gute thue. — Kaum aber habe ich mich ein wenig umgesehen, als ich einen Faustſtoß in meinem Rücken fühle,

von dem mir fast Hören und Sehen vergeht. Zugleich wird mir mein Hut mit ziemlich unsanfter Gewalt vom Kopfe gerissen, und mit dem Ausruf: „Verdammter Spitzbube!“ — ein andrer an dessen Statt aufgedrückt. — „Straßenräuber! Straßenräuber!“ — schreie ich, sobald ich zu einiger Besinnung gekommen bin. — Der Kerl aber, es war ein andrer, als der vorige, nimmt eine so drohende Stellung gegen mich an, daß mir aller Muth vergeht, ihm mein Eigenthum ferner streitig zu machen. — Jedoch erlange ich ohne Schwierigkeit, daß er mir vor den Richter folgt, oder vielmehr Mich vor den Richter schleppt.

Dort berufe ich mich auf meinen jüngsten unbestrittenen Besitz, indem ich mir vorgenommen hatte, ganz dem Beispiele des Spitzbuben zu folgen, der auf dieselbe Art Recht gegen mich behauptet hatte, zum Ueberfluß aber auf mein Eigenthumsrecht, welches durch meinen Namen sattsam erwiesen werde. —

„Schelmerei!“ — schreit der Kerl — „da sehen die Herren, wie der vorige Name ausgekratzt, und ein andrer drüber geschrieben ist.“ — Doch was braucht es dessen? Hier sind zwei ehrenwerthe Männer, mit denen ich heute zu Markte gekommen bin, die können's mit einem Eide bekräftigen, daß ich den Hut, den ich an der großen Stahlschnalle sogleich wieder erkannte, vor einer Stunde von einem mir unbekannten aber ganz unverdächtigen Manne für 3 Thlr. Courant ehrlich gekauft habe. — Ihr Herren da! ist's nicht so?

Agathon.

Und die Zeugen nickten mit den Köpfen, und sagten Ja.

Philemon.

Und sagten Ja. — Ich aber — o laß mich von dem Schimpfe schweigen, den ich erdulden mußte. Nur der dringenden Verwendung eines zufällig gegenwärtigen rechtschaffenen Mannes, der mich für einen unbeschol-

bescholtenen Bürger aus der benachbarten Stadt erklärte, habe ich es zu danken, daß ich noch so mit blauem Auge davon kam.

Agathon.

Das war unrecht. Wäre Ich Richter gewesen, du hättest mir sitzen müssen.

Philemon.

So? — Aber nun frage ich dich: was ist denn eigentlich Recht, und was Unrecht? — Ehegestern war der Diebstahl Recht, und die offene Zurücknahme des Meinigen Unrecht und Straßenraub. — Gestern hingegen ist wieder die heimliche Zurücknahme des Meinigen Unrecht und Diebstahl, der Straßenraub aber Recht. — Das hole der Henker!

Agathon.

Da hast du also die Bestätigung meines obigen Satzes. Alles ist recht, je nachdem man's nimmt; verstehe wohl! je nachdem man's nimmt! — Setzen wir einmal einen Fall im Großen! — Du bist Landesherr,

Mich gelüstet nach deiner Krone. Ich komme mit einem Heere angerückt, dich aus deinem Reiche zu vertreiben. Du setzest dich zur Wehr, und berufst dich auf dein gutes und heiliges Recht. — „Was hast du für Beweise, Herr Bruder?" — Antwort: „Tausendjähriger Besitzstand meines erlauchten Hauses, Erbfolge, Erbhuldigung, Erbverträge, Kauf, Tausch, Schenkung u. s. w. u. s. w." — „Pah!" — erwiedere ich — „wenn ich sage: Beweise, so verstehe ich darunter die Kraft und die Macht, das will sagen: eine überwiegende Anzahl Kanonen und Bajonette, eine größere Masse tapferer Soldaten, von tüchtigern Feldherrn angeführt und dergl." — „Das wird sich zeigen" — antwortest du — „der Himmel schützt die Gerechten!" — Es kommt zur Schlacht. Glück und Geschick sind auf meiner Seite; deine Armee wird total geschlagen und auseinander gesprengt, du selbst aber verjagt. Kurz: ich erobre dein Reich durch

das Recht der Kanonen, und zwinge dich zur Anerkennung meines rechtmäßigen Besitzes. — Frage: wer hat recht?

Philemon.

Diesmal offenbar Du.

Agathon.

Das will ich meinen. — Und ich wollte es Dir so wenig als irgend einem andern rathen, mein gutes Recht in Zweifel zu ziehen. Von nun an bin Ich unumschränkter Herr; ich lasse sogleich alle Zeichen deines Besitzes vertilgen, und meine vergoldeten Raubvögel an deren Stelle setzen; ich theile Ämter und Würden aus, und wehe euch, wenn ihr meinen Ministern und Räthen, meinen Geschöpfen und Günstlingen, meinen Baronen, Rittern und Edelleuten nicht den gehörigen Respekt beweiset. — Ich verschenke und verkaufe Staatseigenthum und Krongüter. Wehe euch, wenn ihr euch etwa beikommen lasset, die Gerechtigkeit dieser Schenkungen und Verträge anzufechten.

Philemon.

Seltsam, daß über das Recht des Stärkern keine Collegia gelesen werden. Offenbar ist es doch der wichtigste Theil der Jurisprudenz.

Agathon.

Nun aber setze einmal den Fall: Du erholst dich nach und nach wieder von deinem Fall, raffst dich von neuem auf, sammlest ein neues Heer, knüpfest mächtige Verbindungen an, und rückst mir mit frischen Kräften entgegen. — Und siehe da! das Blatt wendet sich. Ich werde geschlagen, gefangen genommen und eingesperrt, du aber nimmst wieder Besitz von dem eroberten Reiche. — Wer hat nun recht?

Philemon.

Diesmal offenbar Ich.

Agathon.

So denke ich auch. Und jetzt packt euch in Zeiten von euren Stellen und Ämtern ihr Creaturen des Usurpators; Ihr aber, die

ihr den Besitz irgend eines Staatsvermögens auf Verträge mit demselben gründet: heraus mit dem ungerechten Gut, und dankt es lediglich der Gnade eures rechtmäßigen Herrn, wenn er euch nicht um einige Zoll kürzer oder länger machen läßt.

Philemon.

Aber gesetzt nun: es gelänge dir, was der Himmel verhüte! — der Haft zu entkommen, und mir mein Reich wieder abzukämpfen.

Agathon.

Dann hättest Du wieder recht — das versteht sich von selbst.

Philemon.

Aber Eins kann doch nur recht seyn, und Einer kann es doch nur haben. — Wer also hat nun eigentlich recht?

Agathon.

Wer es hat, der hat es; es kommt alles auf das haben an. Heute Du, morgen Ich, je nachdem wir just im Besitz

sind, und den Besitz zu behaupten oder zu erlangen verstehen, sey es durch List, Betrug oder Gewalt, sey es durch Zeugen, Eide oder Urkunden, gleichviel ob wahr oder falsch; oder sey es durch Kanonen und Bajonette.

Philemon.

Auf diese Art kann man ja wohl sagen, daß das Recht, was man eigentlich so nennt, ein Tropfen ist, der von dem Ozean Unrecht verschlungen wird.

Agathon.

Gewissermaßen ja! — Dem sey wie ihm wolle: es gibt allerdings ein Recht, wie es eine Wahrheit und einen Gott gibt. Aber gleichwie nur Eine Wahrheit und Ein Gott ist, ungeachtet die Menschen sich einen eigenen indischen und chinesischen, muhamedanischen und jüdischen, christlichen und heidnischen, lutherischen und katholischen Gott geschaffen, und auf solche Art den Schöpfer zu ihrem Geschöpf gemacht haben:

so gibt es auch nur Ein Recht, dessen Namen aber die Menschen auf vielfache Art mißbrauchen, indem sie Gewalt und Betrug, Meineid und Lüge, Diebstahl und Mord, kurz jedes Unrecht damit bezeichnen, welches sich unter der Larve des Rechts geltend zu machen weiß.

Das Gleichgewicht von Europa.

Philon und Damon.

Philon.

Was beschaust du da so aufmerksam?

Damon.

Einen Holzschnitt, welchen ich so eben in einem Bilderladen kaufte.

Philon.

Laß sehen! — Das ist ja eine schnurrige Composition.

Damon.

Es soll die alte Jungfrau Europa vorstellen, sitzend auf dem Rücken des Jupiter, der sich in einen Ochsen verwandelt hat.

Philon.

Besser wäre es, wenn der Ochs sich in einen Jupiter verwandelt hätte, und auf dem Rücken der Europa säße.

Damon.

Nur Geduld! der Verwandlungsprozeß ist noch nicht vorüber. Jupiter trug die Schöne einen Augenblick als Ochs, um bald die Rolle mit ihr zu vertauschen. — Aber sieh doch! es scheint ihr nicht sonderlich wohl bei dem Ritte zu seyn, wegen des scharfen Rückens.

Philon.

Zeig einmal her! — Ihr ganzer Körper ist ja mit Namen besäet. — Was Kukuk! England die Hand? Frankreich Herz und Magen? — Nun warlich! Was den Magen betrifft, den scheint sie zuweilen in der Hand zu tragen. — Aber mit welchem Rechte Spanien der Kopf und Rußland das Fußwerk genannt werden kann, das sehe ich nicht recht ein.

Damon.

Merkst du denn nicht? Das Fräulein ist ja eine äquilibrische Künstlerin, welche mit Kopf und Füßen balanzirt, wobei es sich

denn zuweilen fügt, daß die Füße etwas über die wagerechte Linie emporschwanken.

Philon.

Ei sieh doch! da haben wir ja das liebliche Mährchen unsrer Staatskünstler von dem europäischen Gleichgewichte auf die feinste Art ersinnlicht.

Damon.

Schade nur, daß unsere theure Germania die Ehre hat, den Schwerpunkt oder das Sitzorgan zu repräsentiren, und als Träger der ganzen Körperlast bei diesen äquilibrischen Darstellungen zu sichtbaren Schwielen gekommen zu seyn scheint.

Philon.

Die Ärmste! welche Rolle ist ihr beschieden! und doch fehlt ihr, um Europas Haupt zu seyn, nur eine Kleinigkeit.

Damon.

Etwa ein Haupt?

Philon.

Pst! Still davon!

Ich liebe dich, darum züchtige ich dich.

Jemand und Niemand.

Jemand.

Wie kannst du doch so feindselig gegen Deutschland schreiben? Heißt das sein Vaterland lieben, wenn man seine wunden Stellen so unsanft berührt?

Niemand.

Ihr guten Leute! als ob sich die Liebe just in Schmeicheln und Streicheln, in Küssen und Lecken zu erkennen gäbe! Ich denke, wer seinen Freund wahrhaft liebt, der muß sich nicht scheuen, ihm ins Gesicht zu sagen, daß er diesen oder jenen Schmutzfleck an ihm bemerke und wegwünsche, sonst ist es mit der Freundschaft eitel Heuchelei.

Jemand.

Aber Germania ist deine Mutter, und gegen seine Mutter soll man sich ehrerbietig beweisen.

Niemand.

Eben weil sie meine Mutter ist, verdrießt es mich, daß sie nicht ist, was sie seyn könnte und sollte, und oft möchte ich ihr wie Prinz Hamlet der seinigen zurufen: werft die schadhafte Hälfte eures Herzens weg, und seyd desto gesunder mit der andern!

Jemand.

Ei! Also: „ich liebe dich, darum züchtige ich dich" — jener Wahlspruch eines unmanierlichen Ehemannes, der seine Frau auspeitschte, ist am Ende auch der deinige.

Niemand.

Und sollte der Wahlspruch eines jeden seyn, der einen gewissen, auch noch so schwachen Beruf verspürt, durch die Kraft der Wahrheit auf sein Zeitalter zu wirken. — Darum also holde Mutter Germania! werde

ich mich auch gegen Dich, mit der ich es wenigstens eben so ehrlich meine, als irgend einer jener Süßlinge, die dich stets mit Zukkerwasser besprengen, nach wie vor jener freimüthigen Sprache bedienen, die einem wackern Sohne geziemt, gesetzt auch, daß du es gegen den kindlichen Respekt finden solltest.

Die Somnambule.

Timotheus und Kleon.

Timotheus.

Nu nu! renne mich nur nicht um!

Kleon.

Sieh da, Freund Timotheus! — Rathe einmal, wo ich so eben herkomme.

Timotheus.

Etwa von einem Wunderdoktor? — Du scheinst ganz somnambul.

Kleon.

Errathen! — Dort befand sich ein altes Mütterchen, welches durch Streicheln und Manipuliren in den magnetischen Schlaf versenkt war, und nun statt der Augen — denke dir! — mit dem Nabel sahe!

Timotheus.

Nichts neues! — Auch der Staatskörper sieht zuweilen mit dem Unterleibe. Doch weiter!

Kleon.

Stockblind gegen dasjenige, was dicht neben und um sie herum geschahe, entging ihr nichts von dem, was in beiden Indien und an beiden Polen vorging. Höchst empfindlich gegen die Bemühungen gesunder Personen wandelte sie wie eine Mondsüchtige umher, und weil sie im Geiste mehr bei den Maratten und Haytiern als zu Hause war, zerstieß sie sich den Kopf an allen vier Wänden. — Endlich setzte sie sich, rief ihre Doctores zu einem geheimen Consilio herbei, diktirte ihnen ein Rezept, und verordnete sich — stelle dir vor, welche wunderliche Medikamente! — ein Palliativ von Dinte und Streusand, ein Vesikatorium von Eisenkraut, und einen Schlaftrunk von Schaafslorbeeren und dem Kräutlein Patientia. —

Timotheus.

Toll genug! — Und wer ist die seltsame Patientin?

Kleon.

Rathe einmal!

Die bewaffnete Neutralität.

Peter und Paul.

Peter.

Wo kommst du her, Freund! du siehst ja ganz zerstört aus.

Paul.

Sage lieber halb zerstört. — Ach guter Junge! du siehst in mir einen der zerschlagensten Neutralen, der je auf zwei lahmen Füßen davonhinkte.

Peter.

Wie ging das zu?

Paul.

Ich komme so eben aus einer Harmonie oder vielmehr Disharmonie, wo man, vom Geiste des Rebengottes beseelt, ganz unbarm=

herzig auf einander loshieb. — Ich, in der friedfertigsten und neutralsten Absicht von der Welt, ergreife ein Schemelbein, und springe auf einen Tisch, indem ich mich durch diese schlaue Wendung aus dem Handgemenge zu retten gedenke. — Aber ich hatte mich verrechnet.

Peter.

Wie das in der Politik zuweilen geschieht.

Paul.

Freund und Feind, welche mich in dieser drohenden Stellung in ihrem Rücken erblickten, wandten sich jetzt schnell nach mir um, und machten gemeinschaftliche Sache gegen Mich.

Peter.

Das kommt wohl.

Paul.

„Ich behaupte eine bewaffnete Neutralität“ — schrie ich aus Leibeskräften. — „So hört doch Leute! ich bin ja neutral, ich bin ja neutral!“

Peter.

Half nichts? —

Paul.

Keine Gnade. — Gott kennt mein Herz! er weiß am besten, daß ich nur meine Haut salviren wollte, und eigentlich weder kalt noch warm war. Aber man erklärte mich für einen, der den Schalk im Nacken trüge, und nur auf den Augenblick laure, wo die kriegführenden Mächte durch den Kampf erschöpft seyn würden, um dann mit ungeschwächter Kraft über beide herzufallen.

Peter.

Kurz, man drosch weidlich auf dich los.

Paul.

Rechtschaffen, und wer die Zeche bezahlen mußte, das war Ich.

Peter.

So geht's den Neutralen!

Die Nachdrucker und die Barbaresken.

Curd und Conrad.

Curd.

Was hast du da für ein Werk?

Conrad.

Schillers dramatische Schriften, die ich so eben in dem Laden eines Nachdruckers für einen Spottpreis erhandelte.

Curd.

Schiller nachgedruckt! — Gott! deine Blitze schlafen! — Und Du Freund! konntest dieses Sündengut kaufen?

Conrad.

Warum nicht? — Nirgend kauft man wohlfeiler als bei einem Nachdrucker.

Curd.

Und bei einem Diebe. — Nimm mir's nicht übel, du bist nicht viel besser als ein Diebshandlanger.

Conrad.

Und was sind diejenigen, welche diesen Unfug dulden? Mit dem deutschen Buchhandel ist es gottlob! so weit gekommen, wie mit dem Seehandel, und der literarische Markt kommt mir fast vor, wie der Ozean, wo allerhand Raubgesindel ungestraft seinen Unfug treibt.

Curd.

Leider! die Nachdrucker sind die Corsaren und Barbaresken, die Buchhändler aber die seehandelnden Mächte.

Conrad.

So ist es! — Und weil es niemand hindert, ja manche hohe Seemacht sogar auf ihre eigne Hand ein wenig Seeräuberei treibt, so sehen sich denn die andern Seemächte genöthigt, mit den Barbaresken Ver-

träge zu schließen, und ihnen einen schimpflichen Tribut zu zahlen, damit ihre Flagge respektirt, und ihre Ladung nicht in die Räuberbucht der Herren Spitz, Wallishäusser et Comp. aufgebracht werde.

Curd.

Aber warum steuert man dem Nachdruck nicht mit Nachdruck, das heißt: mit dem Kantschu?

Conrad.

Kurzsichtiger! das Leben des Nachdrucks ist ja der Tod der Preßfreiheit, der man nur zu gern den Rest geben möchte.

Curd.

Da hast du freilich recht. — Auf diese Art ist also jeder Nachdrucker gewissermaßen ein Verbündeter jener lichtscheuen Herren, welche den Geist in Ketten schlagen möchten.

Conrad.

Fast scheint es so. — Doch nur Geduld! bald wird es besser werden. Es lebe der deutsche Bundestag!

Der Feuerseher.

Florian und Urian.

Florian.

Was stehst du hier, Urian! und schauest unverwandt nach dem Giebel des Schlosses?

Urian.

Ach guter Florian! Schon seit Tagesanbruch halte ich hier Schildwache, und mache Feuerlärm: aber keiner will mir glauben, daß es da oben wo brennt.

Florian.

Du hast vielleicht vom Feuer geträumt, wie gewisse politische Sprützenleute?

Urian.

Laß dir erzählen! — Ich höre im Schlafe die Sturmglocke läuten, springe aus dem

Bette, renne mit meinem Wassereimer auf den Straßen umher, und schreie Feuer! Feuer! lauter und heller als jener Traumredner in seinem literarischen Wochenbette.

Florian.

Und findest taube Ohren?

Urian.

Mit nichten! — es gelingt mir, alle Haushähne und Hofhunde in Aufruhr zu bringen, und alle Nachtwächter herbeizutrommeln. Man rottet sich in höchster Bestürzung zusammen, und fragt Wo? Wo? — „Dort! dort! unter dem Dache des Schlosses! schaut doch, wie die helle Lohe zum Giebel hinausschlägt! Seht ihr denn gar nichts?" — — Man reibt sich die Augen, und — —

Florian.

Sieht nichts.

Urian.

Nichts! — Ist das nicht zum Tollwerden?

Florian.

Florian.

Oder doch zum Vernünftigwerden.

Urian.

„Ihr seyd nicht recht bei Trost, guter Freund!" — so brummt endlich ein alter Nachtwächter — „legt euch schlafen, und stört die Leute nicht in ihrer Ruhe!" — Nun was sagst du dazu?

Florian.

Ich stimme dem Nachtwächter bei.

Urian.

Aber ich hörte doch läuten.

Florian.

Wohl möglich! aber du weißt nicht, wo die Glocken hängen. — Allerdings brennt es, aber nicht da, wo du glaubst. — Noch Einmal Urianchen! nimm guten Rath an, und lege dich auf's Ohr! — Schlaf wohl!

Der Hypochondrische Narr.

Tantalus und Timon.

Tantalus.

Bist auch Du heute zu unserm Lukull eingeladen?

Timon.

Allerdings! — aber ich gehe nicht.

Tantalus.

Warum nicht? — Nirgend ißt man köstlicher, als bei Ihm.

Timon.

So höre ich, aber es verträgt sich nicht mit meinen Grundsätzen, bei einem Lieferer von der Gattung jener wie Pilze aufgeschossenen Nabobs zu Tische zu sitzen.

Tantalus.

Pah! Grundsätze, wenn es gut zu essen gilt. — Die Capaunen und Fasanen dieses wackern Mannes —

Timon.

Würden mir noch lange nachher Magendruck verursachen, wenn ich an die armen Schelme dächte, die sein verschimmeltes Commißbrodt essen mußten, damit Ich an der üppigen Tafel dieses Schwelgers Austern und Fasanen essen konnte.

Tantalus.

Du bist ein hypochondrischer Narr, und wirst nie zu einigem Fett kommen.

Citra und Ultra.

Ultra.

Volksvertretung! — Heilloser Unsinn! ein zweischneidiges Schwert in der Hand eines Kindes! — Ich stimme für unumschränktes Königthum, man muß den Königen noch mehr Macht geben, als sie schon haben. — Ich bin Ultra mit Leib und Seele.

Citra.

Pst! — Hörtest du nicht so eben einen Ochsen brüllen?

Ultra.

Es war mir fast so.

Citra.

Was denkst du dabei?

Ultra.

Was läßt sich bei dem Gebrüll eines Ochsen denken?

Citra.

O gar manches. — Ich zum Beispiel denke dabei: wenn dieser Ochs sich nicht schon angewöhnt hätte, Bu Bu zu brüllen, so würde er jetzt höchst wahrscheinlich — ultra! ultra! brüllen.

Der Welt Lauf,
oder:
Prügelst du meine Juden, so prügele ich deine.

Jonas und Tobias.

Jonas.

Das ist nun schon der Welt Lauf so: Die Knechte müssen stets mit ihrer Haut herhalten, wenn die Herren uneins sind.

Tobias.

Aber —

Jonas.

„Prügelst du meine Juden, so prügele ich deine!“ — sagte jener Postillion, der mit einem seiner Amtsbrüder in einem Hohl-

wege zusammenfuhr, und auf dessen Passagiere der Gegner, um die Durchfahrt zu erzwingen, unbarmherzig loshieb.

Tobias.

Aber was soll das hier?

Jonas.

„Prügelst du meine Unterthanen, so prügele ich deine" — sagen die Staatsfuhrleute, wenn sie sich in dem Hohlwege der Diplomatik verfahren haben.

Tobias.

Der Fall hat allerdings einige Ähnlichkeit, aber —

Jonas.

Aber die Unähnlichkeit möchte vielleicht darin bestehen, daß die Unterthanen nicht die Passagiere, sondern die Postpferde sind.

Das geheime Polizeigenie.

Aleph und Beth.

Aleph.

Warum ziehst du doch vor diesem Elenden den Hut ab?

Beth.

Er scheint mir ein wichtiger Mann?

Aleph.

Wer? dieser Erbärmliche? — Wisse: er war nichts geringeres als ein Spion, der mehr als Einmal dem Galgen entgangen ist, weil er schnell die Rolle gewechselt und sich zugleich bei dem Feinde als Kundschafter verdungen hat.

Beth.

Eben darum ziehe ich schon von fern den Hut vor ihm.

Aleph.

Was? — Du bist nicht gescheut!

Beth.

Sehr gescheut, liebe Seele! — Denn wer steht mir dafür, ob der Kerl jetzt nicht eine wichtige Rolle als geheimes Polizeigenie spielt, dem es vielleicht ein leichtes ist, mir hinterrücks einen Genickfang auf Leben und Tod zu geben?

Staatshaushaltung.

Franz und Quanz.

Franz.

Die Völker müssen jetzt ihr Heil in der Tugend der Enthaltsamkeit und Sparsamkeit suchen.

Quanz.

Ja ja! sparen! sparen! das ist jetzt immer euer zweites Wort. Ihr Herren Staatswirthe kommt mir just vor wie gewisse Ärzte, welche Leuten von starkem Appetit strenge Diät vorschreiben, und, um sie desto sicherer vor der Unmäßigkeit zu bewahren, ihnen den Braten vor der Nase wegschnappen.

Das Kalleidoskop.

Pius und Immanuel.

Pius.

Warum nennst du den Befreiungskampf eine öffentliche Versteigerung?

Immanuel.

Weil das Kleinod der Freiheit dabei für Schweiß und Blut zu Kauf ausgeboten, und so zu sagen verauktionirt wurde.

Pius.

Das sieht beinahe wie eine Wahrheit aus. — Angenommen denn, dein Vergleich hinke nicht: kannst du läugnen, daß die Völker jenes Kleinod durch den Zuschlag wirklich erlangt haben?

Immanuel.

Ich werde mich hüten. — England führte ja den Auktionshammer.

Pius.

Und Preußen — so will ich hoffen. — Aber dennoch scheinst du mit dem Zuschlage nicht recht zufrieden zu seyn.

Immanuel.

So ganz eben nicht, und zwar, weil der Meistbietende wie billig das Meiste hätte erhalten sollen.

Pius.

Und ist das etwa nicht der Fall?

Immanuel.

Laß einmal sehen! — Wer war der Meistbietende?

Pius.

Offenbar Deutschland, und vor allen Preußen.

Immanuel.

Sage lieber: die Deutschen, und vor allen die Preußen. — Gut also! — Und was erhielten sie durch den Zuschlag?

Pius.

Was? — Hältst du etwa den dreizehnten Artikel der Congreß-Akte, der uns eine freie Verfassung zusagt, für Nichts?

Immanuel.

Ei der tausend! — Sieh doch! daran hätte ich beinahe nicht gedacht. — Zwar könnte man einwenden, Frankreich, Polen und die Niederlande haben bereits, was wir erst erhalten sollen, wenn wir anders fein artig sind. Aber wir können ja mittlerweile in der Hoffnung schwelgen, und eine schöne Hoffnung ist ja fast so viel werth, als eine schöne Wirklichkeit. — Deutschland und Preußen also erhielten für Schweiß und Blut vor der Hand — ein Kalleidoskop, zu deutsch einen Schönbilderkucker, der ihnen die lieblichste Zukunft hinter einem optischen Glase zeigt.

Pius.

Und zum Theil schon verwirklicht hat, vide Bayern, Nassau und so weiter. —

Aber Ihr seyd wie die unartigen Kinder, die immer mehr! mehr! schreien, und die Augen immer eher füllen, als den Magen.

Immanuel.

Nun, bevor es an den kommt, wird es wohl noch ein Weilchen Zeit haben.

Monarchien — Polyarchien.

Joseph und Veit.

Joseph.

Ich lobe mir die unumschränkte Monarchie, wo Alles von einem festen Mittelpunkte ausgeht. — Weg mit euren schlaffen Philister-Freistaaten und Spießbürgerherrschaften, wo man nicht weiß, wer Koch und wer Kellermeister ist.

Veit.

Ihr guten Leute! — o betrügt euch nicht! Die Idee der Alleinherrschaft beruhet im Grunde auf die seltsamste optische Täuschung. — Wo wäre auch der hundertäugige Argus zu finden, der ein so ungeheueres Ganze überschauen, der hunderthändige Briareus, der es zusammenhalten könnte?

Joseph.

Aber man weiß hier doch, wer Koch und wer Kellermeister ist?

Veit.

Wirklich? Weiß man das? — Glaube mir, mein Freund! Monarchien sind oft die ärgsten Polyarchien oder Vielherrschaften.

Joseph.

Wie willst du das beweisen?

Veit.

Unter einem Regenten, sey er auch noch so klug und stark, herrscht zugleich eine Legion großer und kleiner Unterregenten, und diese regieren zuweilen so in die Kreuz und die Queer, daß es in der vielköpfigsten Volksherrschaft nicht bunter durcheinander gehen kann. — Ist nicht in einer Monarchie ein jeder Minister, ein jeder Vorgesetzte eines Collegiums, eines Büreaus, ja nicht selten mancher Subaltern ein kleiner Herrscher, der nach oben wie nach unten herrscht, und auf dieselbe Art wieder beherrscht wird,

dergestalt, daß, wenn man durch den äußern Anschein verführt wird, zu glauben, Fürst A oder Minister B beherrsche den Staat, es eigentlich Rath C oder Secretarius X oder Privatschreiber Y ist, der ihn beherrscht? — Dabei will ich nicht einmal den Antheil, den auch wohl unbeamtete Günstlinge, als da sind Mätressen, Kammerdiener, Kuppler, Hof-Lieferanten und Hofjuden, an der Regierung zu haben pflegen, in Anschlag bringen.

Joseph.

Aber diese Gebrechen findest du eben so häufig in sogenannten constitutionellen Staaten, und vielleicht noch häufiger.

Veit.

Das fragt sich noch sehr? Denn hier darf nichts geheim, hier muß alles öffentlich seyn; hier kann das Heer der Geheimräthe, Geheimschreiber und Geheimrechner nicht so unter der Decke praktisiren wie dort; hier muß man dem, der das

Recht hat, zu fragen, Rede und Antwort stehen für das, was man thut, während dort die Unterregenten, nach Art der Marionetten=Direktoren hinter dem Vorhange agiren, und der arme Landesvater zu allen Plackereien und Hudeleien seiner Mitherrscher den Namen hergeben, zu allen Mißgriffen, welche sie ihm als gerecht, nützlich und heilsam vorschlagen, mit dem Kopfe nicken muß, gesetzt auch, daß ihm der Scharfblick eines Trajan oder Friedrichs des Großen verliehen wäre. — Denn wer beobachtet jene verborgenen Gaukler? Wem brauchen sie Rechenschaft zu geben?

Joseph.

Auf diese Art scheint dir mancher Fürst wohl nicht viel mehr zu seyn, als eine mechanische Figur, die an den verborgenen Fäden der Gaukelkunst hin und her gelenkt wird?

Veit.

Warum sollte man sich in den wichtigsten menschlichen Angelegenheiten der Wahrheit

scheuen? — In der That! mancher wackre Fürst, der es gut mit seinem Volke meint, wird nicht selten zu einer bloßen Marionette herabgewürdigt. Ich sollte daher denken, daß weise Regenten, welche die Unmöglichkeit fühlen, ein großes Volk allein zu beherrschen, die Rolle, welche sie in dieser Voraussetzung spielen, zu kläglich finden müßten, als daß sie es nicht vorziehen sollten, an der Seite unbezahlter Volksvertreter, von denen sie Wahrheit erwarten dürfen, lieber freie Fürsten, als in der Mitte jener Söldner, welche sie nur zu oft mit Lügenkünsten beherrschen, Sklaven zu seyn. Freilich gehört ein starker und wahrhaft fürstlicher Entschluß dazu, sich von diesen Fesseln frei zu machen, ein Entschluß, den schwache Seelen nicht leicht fassen können.

Joseph.

Ich muß dir sagen, daß Ich für mein Theil es auch bleiben lassen würde, wenn

ich Fürst wäre. Denn eines Theils regiert es sich offenbar weit bequemer, wenn man selbst regiert wird, und welcher gescheute Fürst, der seine Gemüthsruhe liebt, sollte also wohl aus eignem Antriebe die Marionettenfäden, woran er so lange gelenkt wurde, von seinen Gliedern abschneiden? — Andern Theils würde ich auch nicht so unklug seyn, dem Volke einen so wichtigen Theil meiner Macht in die Hände zu geben.

Veit.

Deiner Macht? — Thor! ich will dir ja eben weit mehr Macht geben, als du hattest. Denn nach meiner Überzeugung gewinnt der Fürst an wahrer Macht, sobald er seinem Volke eine Verfassung gibt, und es nicht mehr durch Söldner, sondern durch unbezahlte Stellvertreter regiert, die aus der freien Wahl des Volkes hervorgingen, und von denen sich daher mit viel größerem Rechte annehmen läßt, daß sie mit den Bedürfnissen und Leiden desselben vertraut sind.

Joseph.

Aber die Unruhe, die Unruhe! die Gefährtin aller Neuerungen und Reformen! Ich bitte dich: lassen wir's lieber beim Alten!

Veit.

Sei unbesorgt! — Wir werden es ohnedies nicht ändern.

Aber Töffel! hast du denn keine Knochen am Leibe?

Robert und Heribert.

Robert.

Laß gut seyn! Wir Deutsche leiden und dulden viel, aber wenn wir dann endlich einmal zuschlagen, dann fleckt es auch rechtschaffen. Diese Langmuth gehört nun einmal zu unserer Volkseigenthümlichkeit.

Heribert.

Hahahaha!

Robert.

Was lachst du?

Heribert.

Mir fällt so eben ein lustiger Vorfall ein, den ein Bauerweib heut in einer Apotheke

erzählte, wo sie Wundsalbe für sich und ihren Mann kaufte.

Robert.

Laß hören!

Heribert.

Gestern Abend in der Dämmerung fährt sie mit ihm und ihren Kindern vom Dorfe nach der Stadt. Unterwegs werden sie im Gestrüpp von drei Buschkleppern angefallen. Nachdem diese ihnen die Ochsen ausgespannt, sie bis auf's Hemde ausgeplündert, mit Schlägen bedeckt, und dem Weibe außerdem noch vielfache Schmach angethan haben, was der Mann alles mit stoischer Seelenruhe duldet, ruft das Weib ihm endlich voll Verzweiflung zu: „Aber Töffel! hast du denn gar keine Knochen am Leibe?“

Robert.

Der Esel! — Das hätte er sich selbst zurufen sollen.

Heribert.

Diese Erinnerung wirkt. Nun endlich

kommt der Bauer zur Besinnung, rafft sich zusammen, ergreift wuthschnaubend eine Wagenrunge, und treibt das Gesindel mit Riesenkraft zu Paaren.

Robert.

Da sehe mir einmal einer!

Heribert.

„Potzelement!" — spricht drauf das höchlich verwunderte Weib, und maulschellirt ihn links und rechts — „Da sehe mir einmal einer! — Hat der Schlingel nicht Marks in den Knochen wie ein Simson, und läßt sich das alles gefallen, und sieht müßig zu, wie sein armes Weib so schändlich traktirt wird. — I du nichtsnutziger Kerl! — Warum hast du nicht gleich zugeschlagen?"

Robert.

Bin doch neugierig, was er geantwortet hat!

Heribert.

„I Fru! ich waß noch nich recht warm" — das war seine Antwort.

Robert.

Robert.

Aha! — und die Frau?

Heribert.

„Wart! ich will dich warm machen!“ — versetzte sie, und bedeckte ihn mit einer solchen Ladung von Ohrfeigen, daß er sich über Mangel an Wärme nicht mehr zu beklagen hatte.

Robert.

Geschahe ihm schon recht. — Aber wie kommst du dazu, dieses Geschichtchen zu erzählen? Heißt das nicht, vom Thema abspringen? Wir sprachen ja von dem deutschen Volkscharakter.

Heribert.

Muß ich dich erst mit dem Näschen darauf stoßen? — Ich meine: wir Deutschen gleichen jenem Bauer auf's Haar. Auch Uns muß irgend einer erst immer zurufen: „Aber Töffel! hast du denn keine Knochen am Leibe?“ — ehe wir recht warm werden, und unsre Knochen gebrauchen, wie sich's gebührt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Robert.

Verstehe. — Aber was willst du mit den Maulschellen sagen, die der Bauer nachher von seinem Weibe empfing?

Heribert.

Je nun! das versteht vielleicht ein andrer.

Bayerische Staatsbibliothek München

Feindesliebe.

Süß und Bitter.

Süß.

Aber heißt das nicht: die Feindschaft verewigen? — Und ist der Franzos nicht im Grunde genommen ein recht aimabler Narr?

Bitter.

Ja ja! so sind wir! an allen Ecken wird jetzt Liebe und Versöhnung mit dem holden Bruder Franzmann gepredigt, und alle Liebkosungen, die wir von ihm erfuhren, scheinen fast rein vergessen zu seyn. — Ich bleibe dabei: der Deutsche hat keine Galle, oder wenn er etwas dem Ähnliches hat, so ist es dermaßen mit zähen Theilen verdickt und verschleimt, daß es nicht recht ins Blut treten kann.

Süß.

Wenn dem wirklich so ist, so können wir uns Glück dazu wünschen.

Bitter.

O gewiß! es fehlt nur noch, daß man uns räth, den Franzosen zur Belohnung dafür, daß er uns so gründlich ausgeplündert und mißhandelt hat, in unser Morgen- und Abendgebet einzuschließen.

Süß.

Das würde allerdings sehr großmüthig seyn, und uns zur höchsten Ehre gereichen.

Bitter.

Über die groß- und sanftmüthigen Pinsel! Geht einmal nach Frankreich und hört, wie der Franzmann sich vernehmen läßt, wenn er auf den Bruder Deutschen zu sprechen kommt, wie er's ihm dankt, daß er ihm seinen Ludwig, und mit ihm Frieden und Gesetz zurückbrachte. Laßt euch einmal erzählen, wie liebreich sie sich über deutsche Großmuth auslassen, und leset mit Entzücken, wie sich

nur ganz vor kurzem einer jener bonapartischen Blutigel, die ihr Andenken in unserm Vaterlande verewigten, über Preußens Verfahren gegen das großmüthige Frankreich auszudrücken beliebte.

Süß.

Ein Bock macht noch keine Heerde.

Bitter.

Pah! — Haß gegen die Deutschen möchten sie dem Franzosenknaben wie Natterngift einimpfen, und ohne ihren Ludwig würde er vielleicht ein stehender Artikel in ihrem Volks-Katechismus werden. Und Ihr wollt ihnen Liebe für Haß bieten?

Süß.

Wie es der Stifter unsrer Religion vorschreibt.

Bitter.

Es mag schön und göttlich seyn, den Feind zu lieben, ungeachtet ich nicht begreife, wo man Liebe für seine Freunde hernehmen

soll, wenn man sie schon an seine Feinde verschwendet. Aber solche lammfromme Gesinnung war nur den Mitgliedern einer friedlichen Gemeinde vorgeschrieben, die Völker würden nur zu bald ihr Opfer werden. — Und ergrimmte nicht Christus selbst mit dem ganzen Grimm der Tugend, als er die Wechslertische im Gotteshause umstieß, und das merkantilische Gesindel hinaustrieb?

Süß.

Gegen das Laster ja! aber nie gegen menschliche Verirrungen.

Bitter.

Worthülsen! — Ich frage: was werdet ihr jenem gründlichen Hasse eurer Feinde, falls er einst in helle Flamme ausbrechen, und verheerend herüberwüthen sollte, entgegen zu setzen haben, wenn ihr ihn nicht mit gleich starker Glut erwiedert?

Süß.

Hilf Himmel! du machst mir bange.

Bitter.

Ja ja! so seyd ihr! — Statt des Nationalhasses gegen den äußern Feind habt ihr euch einen närrischen Provinzialhaß angewöhnt, womit ihr gegen eure Hausgenossen wüthet. Das wissen eure Feinde gar wohl, und diesen Familienzwist zu unterhalten, und immer neuen Zunder hinzu zu tragen, das ist ihr eifrigstes Bemühen, damit sie einst, wenn euer Haus in lichten Flammen steht, desto leichteres Spiel haben.

Süß.

Du bist ein Gespensterseher. Bis es dahin kommt, hoffe ich noch manchen Scheffel Kartoffeln und Teltauer Rüben mit dir zu verzehren.

Bitter.

Wünsche guten Appetit.

Deutsche oder Teutsche?
Demoisellen oder Jungfrauen?

Alph und Ralph.

Alph.

Schreibst du Teutsch mit einem D oder mit einem T?

Ralph.

Die Wahrheit zu sagen: ich halte es für ziemlich gleichgültig, ob wir uns Deutsche oder Teutsche schreiben, wenn wir nur eins oder das andere sind.

Alph.

Aber man will denn doch wissen —

Ralph.

Ob man ein Deutscher mit einem D oder mit einem T ist: sehr natürlich! — Nur

fürchte ich, daß wir über diesen wichtigen Streit aufhören werden, beides zu seyn.

Alph.

Nun denn! Wenn du von dieser Angelegenheit nichts wissen willst, so wirst du mir wenigstens zugeben, daß wir uns endlich vereinigen müssen, wie wir unsere Töchter nennen sollen, ob Fräulein oder Jungfern, oder wie sonst. Denn daß wir den wälschen Titel Demoiselle ausrotten müssen, das wirst du als wackrer Teutscher doch nicht in Abrede stellen.

Ralph.

Beim gehörnten Siegfried! auch das scheint mir ziemlich gleichgültig, wenn sie nur von den französischen Demoisellen nichts weiter an sich tragen, als den Namen. — Oder meinst du etwa, daß wir gewisse französirte deutsche Demoisellen durch Verwandlung ihres Namens auch zugleich in deutsche Fräulein oder Jungfern verwandeln können?

Alph.

Du spielst die Sache in's Lächerliche.

Ralph.

Ich nicht, wohl aber ihr Ultra-Deutschen. Denn bekennet einmal aufrichtig: müssen andere Völker uns nicht von Herzensgrunde auslachen, wenn sie hören und lesen, daß wir uns jetzt erst die Köpfe darüber zerbrechen, ob unsre Töchter Demoisellen oder Jungfern, wir selbst aber Deutsche oder Teutsche sind?

Tugend vergeht, Schönheit besteht.

Anna und Marianna.

Anna.

Sey nicht so eitel, Kind! putze dich nicht wie ein Pfau! bedenke das Sprichwort: Schönheit vergeht, Tugend besteht.

Marianna.

Aber Mutterchen! wie verstehe ich das Sprichwort? Ich kenne ja so manche, bei denen die Tugend schon längst vergangen ist, und deren Schönheit noch immer besteht. Also spräche man ja wohl richtiger: Tugend vergeht, Schönheit besteht.

Anna.

Albernes Geschöpf! Als das Sprichwort erdacht wurde, da war die Tugend noch

nicht so vergänglich, und die Schönheit noch nicht so beständig.

Marianna.

So! — Wann ist denn das Sprichwort eigentlich erdacht? Vermuthlich schon lange vor deiner Zeit?

Anna.

Schweig, einfältiges Ding! — (bei Seite) Was die Kinder uns zuweilen in Verlegenheit setzen! —

Schuld und Unschuld.

Margaretha und Minna.

Minna.

Liebe Mutter! du sprichst so viel von Unschuld: was ist denn eigentlich die Unschuld für ein Ding?

Margaretha.

Die Unschuld, mein Töchterchen? — Die Unschuld ist ein Ding, welches man hüten muß wie seinen Augapfel, weil — weil man sie nur Einmal haben, folglich auch nur Einmal verlieren kann.

Minna.

Aha! — Das ist auch wohl die Ursache, Mütterchen! warum man so viel von Schulden, nie aber von Unschulden sprechen hört?

Margaretha.

Richtig, mein Kind! Die Unschuld existirt nur in der Einzahl, und nicht in der Mehrzahl, wie die Schuld, diese fruchtbare Sündenmutter.

Minna.

Ei! — Nun begreif' ich erst, warum der Vater so oft über unsre Schulden klagt, aber niemals ein Wort von unsrer Unschuld erwähnt. — Haben wir denn die nicht mehr, Mutterchen?

Margaretha (seufzend.)

Du hast sie allerdings noch, mein Kind!

Minna.

Ich? — Aber ich weiß ja nichts von ihr; wo hätt' ich sie denn?

Margaretha.

Eben daß du das nicht weißt, darin besteht deine Unschuld. — Ach! leider lernt man sie gewöhnlich erst nach dem Verluste kennen.

Ungewißheit und Gewißheit.

Ungewißheit.

Thomas und Hilarius.

Hilarius.

Was geht dir im Kopfe herum, Freund Thomas?

Thomas.

Ach guter Hilarius! seit einigen Tagen leide ich an einer der peinlichsten Krankheiten, welche je zur Qual der Sterblichen aus Pandora's Büchse hervorgingen.

Hilarius.

Etwa an der Migräne? Denn du drückst ja deinen Kopf zusammen, als ob er zerspringen wollte.

Thomas.

Nein, an der Zweifelsucht.

Hilarius.

Habe ich doch nie von einer solchen Krankheit gehört!

Thomas.

Und dennoch ist sie es, und zwar ärger als manches eingebildete Übel. Denn wenn sich das Gefühl darein mischt, dann foltert sie Kopf und Herz zugleich auf die grausamste Art, und keine Arzenei ist noch zu ihrer Heilung gefunden.

Hilarius.

Und was ist es denn für ein Zweifel, der dich foltert?

Thomas.

Laß dir erzählen! — Vor einiger Zeit sahe ich ein Mädchen — o erlaß mir die Schilderung dieser unaussprechlich reizenden Erscheinung, und vernimm nur so viel, daß sie die Tochter eines Fabrikanten ist, welche

mit ihren Eltern in der bittersten Armuth lebt. — „Ist sie tugendhaft oder nicht?“ — dies ist der Zweifel, welcher mich seitdem quält. Du weißt, ich bin einer von denen, welche die weibliche Tugend als einen Damm betrachten, der ihren Absichten hinderlich ist, und den sie höchst ungern auf ihrer Siegesbahn bemerken. Da ist denn die Kupplerin Armuth eine willkommne Mittelsperson, welche dem lüsternen Reichthum willig die Hand reicht, um diesen Damm zu übersteigen. Auf diese Erfahrung fußend wagte ich es getrost, in die Wohnung des schönen Kindes einzudringen, fand viel Elend mit Einfalt und gemeiner Sitte verschwistert, ließ mich jedoch nicht abschrecken — du kennst mich! — und indem ich die rauhe Rinde mit dem Zauberstabe des Plutus durchbrach, fand ich bei der Mutter viel Gefügigkeit und Geschmeidigkeit; die Tochter aber —

Hilarius.

Nun? — Ohne Zweifel biß sie an?

Thomas.

Ach nein doch! — Zwar meine Geschenke wurden angenommen, aber mit einer Gleichgültigkeit gegen den Geber, die ihm nicht die entfernteste Hoffnung verspricht. — Dieses herbe Früchtchen hängt so fest an seinem Stiele, daß man schier verzweifeln möchte.

Hilarius.

Ein Insektenstich, und es fällt ab. — O ich kenne das.

Thomas.

Das eben ist mein Zweifel. — Ich eile jetzt wieder zu ihr, um meine Bemühungen fortzusetzen.

Hilarius.

Die Mutter eine Kupplerin? — Glück zu!

Thomas.

Ich verzweifle.

Gewißheit.

Thomas und Hilarius.

Hilarius.

Nun, wie stehts mit deiner Dulzinea, Freund Thomas? — Bist du von deiner Zweifelsucht geheilt?

Thomas.

Gründlich! — Und zwar durch eine der derbsten Ohrfeigen, womit je ein kühner Angriff von schönen Händen zurückgeschlagen wurde. — Ich bin vollständig geheilt. — Lebe wohl!

Ungewißheit.

Thomas und Hilarius.

Thomas.

Find' ich dich endlich wieder, Freund? — Ach guter Hilarius! — Mein verdammtes Zweifelfieber ist zurückgekehrt, und fürchterlicher als je. — Meine Schöne —

Hilarius.

Nun, auf welchem Fuß stehst du mit ihr?

Thomas.

Ich? Auf gar keinem. — Aber auf welchem Fuß mein Nachfolger, ein wackerer Posamentiergeselle, mit ihr steht, der ihr jetzt den Hof macht, das vermag ich nicht zu entscheiden, und zittre vor der Entscheidung.

Hilarius.

Die nicht lange ausbleiben wird. Viel Glück auf den Weg.

Gewißheit.

Thomas und Hilarius.

Hilarius.

Warum so kopfhängend, Freund?

Thomas.

Endlich, endlich habe ich Gewißheit, handgreifliche Gewißheit wie die vorige, aber von ganz entgegengesetzter Art. — Meine Schöne —

Hilarius.

Nun?

Thomas.

Wird ehestens taufen lassen.

Hilarius.

Gratulire zur Pathenstelle.

Thomas.

Ein schmucker Bursch, ihr Liebhaber! — Ach mein Freund! — Die Natur ist doch stärker als die Kunst. — Adé.

Ungewißheit.

Thomas und Hilarius.

Hilarius.

He Holla, Freund Thomas! — Fast möchte ich schwören, daß du noch immer nicht ganz von deiner Zweifelsucht geheilt bist. Neue Wolken umdüstern deine Stirn.

Thomas.

Getroffen, Freund! — Ein neuer Zweifel ists, der mich nun quält. — „Wird meine schöne Tugendhafte, nachdem sie A gesagt hat, nun auch B sagen?"

Hilarius.

B, C, D, E, F bis Z und doppelt und dreifach gestrichen A. —

„Zweifle an der Sonne Licht:"
„Nur an dieser Wahrheit nicht."

Thomas.

Wir wollen sehen! — Leb wohl!

Mehr als Gewißheit.

Thomas und Hilarius.

Hilarius.

Habe ich recht gehabt, Freund? — Dein Gesicht verkündet die gewisseste aller Gewißheiten.

Thomas.

Braver Posamentiergeselle! — Ein wahrer Marschall V — — s, wenn es anders erlaubt ist, einen kleinen Helden mit einem großen zu vergleichen. — Ja, mein Freund! Die Schlüssel der Festung waren bereits ausgeliefert und die Besatzung hatte ihren Abzug genommen. Ich fand keinen Widerstand. — Jetzt, mein Freund! bin ich von allen Zweifeln geheilt, und fürchte keinen Rückfall mehr.

Auskommen und einkommen.

Traugott und Fürchtegott.

Fürchtegott.

Sieh da, Freund Traugott! Willkommen endlich in meiner schlechten Hütte!

Traugott.

Was seh ich? —

„Wie kommt dir solch' ein Glanz in
deine Hütte?"

„O das bedeutet einen tiefen Fall."

So möchte man mit unserm unsterblichen Dichter ausrufen, wenn man den neuen Glanz deines Hauses betrachtet. — Doch bei Lichte besehen scheint bei dir der umgekehrte Fall statt zu finden.

Fürchte-

Fürchtegott.

Wie verstehst du das?

Traugott.

Je nun ich meine: — bei dir hat der Glanz nicht den Fall, sondern der Fall den Glanz hervorgebracht.

Fürchtegott.

Was heißt das?

Traugott.

Das heißt: du hast fallirt, um dich desto glänzender wieder aufzurichten.

Fürchtegott.

Pah! was ist denn dabei zu verwundern? Ich habe gethan, was in diesen kläglichen Zeiten jeder gescheute Mann thun muß: ich habe mich mit meinen Gläubigern gesetzt.

Traugott.

Richtig. — Die Leute sagten zwar, du seyest gefallen, aber du hast dich eigentlich nur gesetzt, und ließest deine Gläubiger fallen.

Fürchtegott.

Nimm mir's nicht übel: das verstehst du nicht. In unsrer kaufmännischen Kunstsprache nennt man das: ich bin eingekommen.

Traugott.

Sehr sinnreich, in der That! wenn man nicht auskommt, dann kommt man ein, um wieder aufzukommen. Das ist mit drei Worten euer ganzes Kunstgeheimniß, ihr merkantilischen Pfiffköpfe, zumal vom Stamme Israel.

Der verkehrte Geschmack.

Histeron und Proteron.

Proteron.

Höre du! ist es wahr, was die Fama von dir spricht?

Histeron.

Was spricht sie denn, mein guter Proteron?

Proteron.

Sie sagt, du seyst ein närrischer Kauz, der alles verkehrt anfange.

Histeron.

Sagt sie das wirklich? — Je nun! ich kann nicht läugnen. — Aber Freund! nur Dir vertrau ich's unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit.

Proteron.

Wenn Du dein Geheimniß schon so sorgsam bewahrst, dann kannst du dir vorstellen, wie Ich es erst bewahren werde.

Histeron.

Es ist nur, weil die Menschen jeden Sonderling, selbst den vernünftigsten, als einen Narren zu verschreien pflegen. — So wisse denn: die Fama spricht nicht unrecht. Allerdings fange ich gern alles verkehrt an, und zwar aus Grundsatz.

Proteron.

Wirklich?

Histeron.

Ich lese zum Beispiel Bücher, Akten, Briefe, und alles was zu lesen ist, verkehrt, das heißt von hinten; ich fange bei Tische mit dem Nachtische an, und schließe mit der Suppe; ich sitze verkehrt im Wagen, kurz: was sich nur irgend verkehrt thun läßt, das thue ich so, und wenn ich ohne zu großes

Aufsehen zu erregen, verkehrt zu Pferde sitzen und meine Beinkleider verkehrt tragen dürfte, so würde ich es ohne Bedenken.

Proteron.

Nimm mir's nicht übel. — Diese Verkehrtheit deutet auf einen sehr verkehrten Sinn. Warum thust du das?

Histeron.

Weil das, was der große Haufe verkehrt nennt, mir nicht so erscheint; weil ich finde, daß die sogenannte Kehrseite der Dinge ihre wahre Vorderseite ist. Lese ich z. B. ein Buch von hinten, so dringe ich gewöhnlich auf weit kürzerem Wege in den Geist und die Quintessenz desselben ein, und bin der Mühe überhoben, das Ganze zu lesen, welches sich oft der Mühe des Lesens nicht lohnt. — Daß diese Prozedur bei dem Aktenlesen besonders zu empfehlen sey, darüber berufe ich mich auf das Beispiel großer Praktiker.

Proteron.

Die Sache hat allerdings etwas für sich. — Aber —

Histeron.

So ziehe ich namentlich in Sachen des Geschmacks die Kehrseite vor, weil ich sie überall am anziehendsten finde. Wenn ich aber von Sachen des Geschmacks rede, so verstehe ich darunter nicht bloß gebratene Hasen und dergleichen, welche ich stets von der Kehrseite zu genießen anfange, sondern auch die feineren Genüsse der Kunst und Natur. Eine Militair-Parade zum Beispiel, ja sogar ein Schauspiel, und besonders ein Ballet genieße ich nur von der Kehrseite, das heißt, aus einem Lugwinkel der hintern Kulissen, und wenn du meine Gemäldesammlung in Augenschein nehmen willst, so wirst du finden, daß die Kehrseite der Natur in den dargestellten Gegenständen überall vorherrscht.

Proteron.

Also auch die menschliche Natur erscheint dir am anziehendsten von der Kehrseite?

Histeron.

Ich kann's nicht läugnen. — Doch das ist Geschmackssache.

Proteron.

Verzeihe! für diesen verkehrten Geschmack würde ich dich und alle deine Geschmacksgenossen, verkehrt auf hölzernen Eseln zur Schau stellen.

Histeron.

Dann würdest du ein ganzes verkehrt berittenes Cavallerie = Regiment zusammen bringen.

Der Mensch: ein Centaur.

Bias und Simonides.

Bias.

Beim Momus! ich begreife diesen stolzen Herrn der Schöpfung nicht. Wer ist er denn eigentlich, der sich rühmt, die Elemente zu zähmen, das Feuer und das Erz zu bändigen, den Himmel zu messen, die Erde zu umspannen, alle Tiefen zu ergründen, alle Geheimnisse zu erforschen, und der sich selbst das unerklärbarste Geheimniß bleibt?

Simonides.

Wohl wahr! — Ich fürchte, daß alle unsere tiefsinnigen Definitionen auf nicht viel mehr als den gerupften Hahn des Plato hinauslaufen.

Bias.

Mit Staunen und Grauen, wie der Wilde in das Getriebe einer Uhr, blickt der Naturforscher in den innern Bau des menschlichen Leibes, um das Grundgesetz zu erspähen, wonach der Mechanismus dieses kunstreichen Uhrwerkes geregelt ist. Aber ich frage dich: ist der Schleier, worin der Schöpfer das Geheimniß der menschlichen Seele gehüllet hat, nicht zehnfach dichter und undurchdringlicher?

Simonides.

Ohne Zweifel. — Wer vermag diesen ewigen Kampf zwischen Leidenschaft und Vernunft, zwischen Irrthum und Wahrheit zu schlichten, in diesem Chaos das Gesetz der Harmonie aufzudecken? — Das vernunftlose Thier ist in seiner Art vollkommen und unfehlbar, denn es folgt jenem unwandelbaren Naturtriebe, dessen vorgezeichnete Grenzlinie es nie überschreitet. Nimmer wird das Schaaf und das Roß auf's

Würgen ausgehen, nimmer wird der Wolf friedlich neben den Lämmern weiden. — Der Mensch allein ist Lamm, Wolf und Tiger, je nachdem sanfte oder wilde Triebe, Vernunft oder Wahn ihn beherrschen, Engel oder Teufel, je nachdem der Himmel oder die Hölle über ihn walten; der Mensch allein ist mit sich selbst stets uneins, und lebt im ewigen Streite mit dem großen Gesetze der Harmonie. — Das eben ist es, was ihn zu dem unvollkommensten Geschöpfe herabwürdigt, welches die Erde trägt.

Bias.

Aber warum dieses unstäte Schwanken zwischen den beiden entgegengesetzten Polen des Guten und Bösen? Warum dieser unselige Widerspruch mit sich selbst?

Simonides.

Mein Glaubensbekenntniß ist dieses. — Der Mensch, als Mitteldìng zwischen Thier und Gott, scheint mir der erste Versuch des Schöpfers zu seyn, das Thier von den Fes-

seln des blinden Naturtriebes zu entwöhnen, und es zur Freiheit und Vernunft zu erziehen. Aber gleichwie das Kind, welches zum erstenmal des Gängelbandes entwöhnt wird, oft strauchelt und fällt, gleichwie der Sklave, der zum erstenmal von der Zuchtruthe befreiet, und sich selbst überlassen wird, vom Gefühle der Knechtschaft nur zu oft in wilde Ausgelassenheit verfällt, so weiß auch der Mensch, der Fesseln des Instinkts entledigt, noch keinen rechten Gebrauch von dem ihm gewordenen Geschenke der Freiheit zu machen, sondern schweift unaufhörlich zwischen Bestialität und Gottheit herüber und hinüber, und indem die göttliche Natur ihn zum Himmel erhebt, zieht ihn die thierische zur Erde herab.

Bias.

Wo aber soll dieser Kampf enden?

Simonides.

Nur getrost! es muß eine Region geben, wo reinere Lüfte wehen, wo die Begierde

vom himmlischen Strale geläutert wird, wo der gröbere Erdstoff niedersinkt, wo die Nebel schwinden, wo es Tag wird vor unsern Augen.

Bias.

Schöne Träume!

Simonides.

Träume sind Lichtstralen, die durch die engen Schranken der Sinnenwelt zu uns hereindringen. — Sage selbst: gleichen wir nicht schon in unserm jetzigen Zustande den Centauren, aus zwei ungleichartigen Hälften zusammengefügt, von denen nur noch die untere, wiewohl sie uns mit überwiegender Schwerkraft zu Boden zieht, der Thierheit angehört? Gewiß, mein Freund! — Ohne mich zu dem crassen Gespensterglauben zu bekennen, lebe ich der süßen Überzeugung, daß es über und neben uns Wesen höherer Art gibt, welche unsern gröberen Sinnen unbemerkbar, einen Freistaat der Vernunft

und Harmonie bilden, dessen Bürger auch Wir einst werden sollen.

Bias.

Hahaha! — Du geberdest dich fast, als ob du den Bürgerbrief schon in der Tasche hättest. — Ich gratulire. — Aber weil wir zur Zeit noch als grobe Sinnenmenschen auf diesem Planeten herumwandeln, so möchte ich doch in der That wissen: was hältst du denn eigentlich für unsere Bestimmung auf demselben?

Simonides.

Finstre Theologen haben diese Welt mit einer Prüfungsschule und Correktions-Anstalt, und wer weiß womit sonst verglichen. — Mir erscheint das Leben als eine Erziehungsschule für unsre höhere Bestimmung, oder, wenn du lieber willst, als ein Läuterungs-Prozeß, wodurch sich der reine, der unsterbliche Theil unsers Wesens von der Schlacke abscheiden soll.

Bias.

Das klingt so schön wie das Mährchen vom Goldmachen. — Aber es schmeichelt dem Gefühle so angenehm, daß ich so gern daran glaube, wie an andre Mährchen.

Gebet eines Kornwucherers.

Andreas und Raps.

Andreas.

Es ist doch in der That seltsam, mein lieber Raps! Du mußt ganz anders organisirt seyn als wir übrigen Geschöpfe. — Bei anhaltender trockner Hitze, wo Alles, was Leben hat, zusammenschrumpft und verschmachtet, richtest Du dich auf, erscheinst frisch und heiter, und setzest Bauch an; ein milder Regen aber, wonach Mensch und Thier, Baum und Kraut sich mit erneueter Lebenskraft erheben, macht Dich traurig, schlaff und welk. — Geh einmal hinaus in's Feld, und siehe, wie die Saat sich nach dem gestrigen Regen erholet hat, wie sie

dasteht in der üppigsten Fülle des Wachsthums, und dann beschaue auch Dich einmal, wie du seit gestern verwelkt bist. — Sprich! wie soll ich mir diese seltsame Erscheinung erklären?

Raps.

Ein großes Räthsel! bei meiner Treue! Eben daß die Saat wieder zu Saft und Kraft gekommen ist, eben das ist es ja, was Mir Saft und Kraft raubt.

Andreas.

Wie verstehe ich das?

Raps.

Seit dem gestrigen unglücklichen Regen sind alle meine Hoffnungen zu Boden geschlagen, und Nichts kann mich nun wieder aufrichten, als Hagelschlag, oder eine so anhaltende Nässe, daß die Saat verfault. — Ja, mein Freund! wie ich seither betete: Herr! erhalte uns noch lange diese schöne trockne Hitze, nur so lange, bis alles Gewächs vertrocknet und verschmachtet ist, so

gehe ich nun keinen Abend zu Bett, ohne Gott inbrünstig um einen tüchtigen Wolkenbruch und gesegneten Hagelschlag zu bitten.

Andreas.

Ich erstarre. — Dann bist du wohl gar — ?

Raps.

Was anders, als einer jener vernünftigen Leute, welche vom Mißwachs und Verderben leben.

Andreas.

Wie die Made und der Holzwurm. — Bei alledem, ihr Herren! halte ich euch unter gewissen Voraussetzungen für eine sehr nützliche Menschenclasse.

Raps.

Das wäre!

Andreas.

Unter der Voraussetzung nämlich, daß ihr mit euern Äsern die Felder düngt.

Raps.

Spaßvogel!

Andreas.

Nur auf diese Weise könnt ihr die zürnende Menschheit und die beleidigte Natur wieder mit euch versöhnen. — Ha! wie lustig würde die Saat über euch wachsen und grünen.

Raps.

Gottlob! bis dahin wird noch mancher Halm verdorren.

Flitterstaat und Staatsflitter.

Gimel und Daleth.

Gimel.

Ich begreife nicht, wie du von dem schlechten Zustande der utopischen Finanzen sprechen kannst. Betrachte nur die stattliche Armee, und die neuen prächtigen und kostspieligen Bauwerke in der Residenz. —

Daleth.

Betrachte daneben die zahllosen Bettler, die verlassenen Werkstätten, die verödeten Hütten in der Provinz.

Gimel.

Betrachte den neuen Glanz des Hofes, die über alle Beschreibung herrlichen Hoffeste.

Daleth.

Hoffeste sind selten Volksfeste. Wo der Hof lungert, pflegt das Volk zu hungern.

Gimel.

Betrachte den Luxus der höheren und niederen Staatsbeamten. — Wie? Zeugt das alles nicht von dem schönsten Flor der Finanzen?

Daleth.

Sage mir: Hast du nie bemerkt, daß gewisse Spekulanten, welche im Begriff stehen, sich für insolvent zu erklären, zuletzt noch auf einen hohen Fuß leben, kostspielige Feste geben, und recht viel drauf gehen lassen? —

Gimel.

Gewiß. —

Daleth.

Ich frage: Warum geschieht das?

Gimel.

Wahrscheinlich um die Gläubiger auf

ihre Kosten durch falschen Schimmer zu täuschen.

Daleth.

Da hast du den Aufschluß.

Das hochnothpeinliche Büchergericht.

Zephanias und Jeremias.

Jeremias.

Aber sage einmal selbst: was hat das Vaterland von einer Jugend zu erwarten, welche Meinungen mit dem Feuer widerlegen und ausrotten will? Heißt das die Freiheit des Gedankens fördern, wenn man die Schriften zum Theil sehr ehrenwerther Männer durch ein literarisches Feuertribunal hinrichtet? Ich frage: kann dieser jugendliche Fanatismus, wenn die Staatsgewalt ihm keine Schranken setzt, nicht endlich von dem Auto da fe über das Werk zum Auto da fe über den Urheber desselben fortrasen?

Zephanias.

Hilf Himmel! Welche Heuschreckensprünge läßt eure furchtsame Einbildungskraft euch machen! — Manche unter euch geberden sich wahrlich! als ob ihnen das Feuer schon in den Adern brennte. Was ist denn dieses ganze hochnothpeinliche Büchergericht, worüber ihr ein so ungeheueres Geschrei erhebt, was ist es denn anders, als ein comisches Intermezzo in einem ernsten Drama, so an jenes possierliche Feuertribunal des Barbier Nunez und der Haushälterin in Don-Quixotes Leben und Thaten erinnert? Nehmt den Schwank für das, was er ist, für eine jugendliche Verirrung, verketzert aber die ernste und ehrwürdige Seite jener Jugendfeier nicht! verkennet nicht den schönen kräftigen Geist, der sich dort aussprach, und erwartet alles Gute von Jünglingen, in deren Brust der Funke einer so heißen Vaterlandsliebe glimmt.

Jeremias.

Ich fürchte, dieser Funke wird einst in hellen Flammen auflodern.

Zephanias.

Das soll er auch, und ich erwarte von dieser Flamme viel Herrliches, wenn ihr sie nicht thörigter weise in der Geburt erstickt. — Glaube mir, mein Freund! jene Jugend mit ihrer bizarren überspannung ist unendlich mehr werth, als diejenigen, welche sie so lieblos verketzern, und von ihren feurigen Herzen darf sich das Vaterland einst mehr versprechen, als von den verkohlten und ausgebrannten Herzen ihrer Gegner.

Jeremias.

Was? — Kannst du läugnen, daß unter ihren Gegnern sich sehr wackre und hochverdiente Männer befinden?

Zephanias.

Behüte der Himmel! Aber unmöglich kann ich glauben, daß Männer, denen das Herz auf der rechten Stelle sitzt, ernstliche

Gegner

Gegner derselben seyn können. — Mögen sie immerhin die Übertreibung mißbilligen, aber das Kind mit dem Bade auszuschütten, das Licht auszulöschen, weil es ihnen den Ärmel versengt hat, in der That! das wäre — den rechten Namen wirst du selbst finden. — Ihren Werken, wenn sie anders die Feuerprobe aushalten, kann kein Auto da fe schaden, und die schönste Rache, die sie dafür nehmen können, ist das Gebet des Erlösers: „Herr, vergieb ihnen! sie wissen nicht, was sie thun." —

Die moderne Evangelistin.

Zenobia und Daniel.

Daniel.

Vergönne, fromme Frau! daß ich den Saum deines Kleides küsse. Ein Wesen wie Du, welches den bösen Geist der Zeit, die heillose Vernunft, mit den Waffen evangelischer Beredsamkeit bekämpft, ein solches thut dem jetzigen Geschlechte noth. Wahrlich! Du bist auf dem Wege, eine Heilige oder noch mehr zu werden.

Zenobia.

Auch Ich wandelte einst auf dem Wege des Unglaubens und des Fleisches, aber das wahre Licht hat sich mir offenbaret.

Daniel.

O laß auch in Mein Auge einen Stral jenes Lichtes fallen, das Dich erleuchtet.

Zenobia.

Selig sind, die nicht sehen, und doch gläuben.

Daniel.

Aber wir Kinder des Unglaubens sind nun einmal so verwöhnt, daß wir stets sehen wollen, ehe wir glauben.

Zenobia.

Darum auch wird euch nie das innere Licht werden. Denn es leuchtet nur denen, so ihre Augen den Eingebungen der trügerischen Vernunft verschließen, jenes stolzen Weltkindes, in dessen Banden ihr verstrickt seyd.

Daniel.

O so erlöse auch Mich aus diesen Banden!

Zenobia.

Thue vor allen deine weltlichen Sorgen von dir! wirf weg den irdischen Mammon,

und trachte allein nach den Schätzen des Himmels.

Daniel.

Was höre ich? — Ach fromme Frau! wenn der Weg zum Lichte durch den Engpaß der Entbehrung führt, dann wird er nur von wenigen betreten, und selbst von den wenigen bald wieder verlassen werden. Denn die heutige Welt ist dem schnöden Mammon mit Leib und Seele ergeben, und die Herzen der Weltkinder sind dermaßen mit ihm verwachsen und verwurzelt, daß sie mit Ihm zugleich sich selbst wegwerfen müßten. Sogar die Schätze des Himmels, welche du ihnen bietest, müssen spottwohlfeil seyn, wenn sie darnach trachten sollen. Die Leute sind heuer gar zu verdammt weltklug, und wollen immer etwas recht Handgreifliches für ihr Geld haben. Glaube mir: es giebt heut zu Tage kein unfehlbareres Mittel, heilig gesprochen zu werden, als wenn man den Weltkindern den Weg zu irdischen Schätzen zeigt, und

ich gestehe dir: indem ich dich um einen Stral deines Lichtes bat, dachte ich, du seyest Inhaberin des Lichtes, welches auf diesem Wege leuchtet.

Zenobia.

Hebe dich weg von mir, Verruchter! Auch du bist der Weltkinder eines, über welche jenes furchtbare Gericht ergehen wird, dessen Wetter ich schon heranbrausen höre.

Daniel.

O schone! schone! nur diesmal noch, fromme Frau! — Ich wurde durch den weltlichen Wohlstand, in welchem du und deine Apostel einher ziehen, zu dem Irrthum verleitet, daß du jenes irdische Licht ausspendetest. Doch irren ist ja menschlich, und um dir zu zeigen, daß es mir ein Ernst ist, meinen Fehler wieder gut zu machen, will ich dir einen wohlgemeinten Rath mit auf den Weg geben. Willst du als Prophetin und Glaubensheldin fortune machen, so mußt du schon Zeichen und Wunder thun, denn ohne

so etwas glauben die Menschen einmal nicht. Die herrlichsten Wunder aber, welche du thun kannst, bestehen darin, daß du Blinde auf der Stelle sehend machst. — Gieb daher der göttlichen Religion das Licht der Augen zurück, da, wo man sie dessen beraubte, und du wirst ein Wunder thun, wofür wir dich als die erste Heilige anbeten wollen.

Kunstkennerei.

Orestes und Pylades.

Pylades.

Wohin? Wohin? — Du läufst ja, als ob dir der Kopf brennte.

Orestes.

Um diesem heillosen Kunstkennergeschwätz zu entgehen, das mich wie die Geißel der Furie verfolgt. Ist das nicht, um verrückt zu werden! — Noch ganz berauscht von dem herrlichen Gesange der Catalani trete ich in ein Weinhaus, und was muß ich dort hören? Ein Kennergewäsch von einem Schneider und einem Bartscheerer über die Fehler der Italiänischen Schule, über große Gesang-Manier und Portamento di voce, wovon an

der Künstlerin keine Spur zu bemerken sey. — Hahaha! Sprachen die Kerle nicht von einer gewissen schneidenden Härte ihrer Stimme, als ob die Rede von schneidenden Scheeren und Rasiermessern gewesen wäre?

Pylades.

Ja das ist nun einmal nicht anders. Ein jeder Kleidermacher ist jetzt ein geborner Rezensent, der mit seiner kritischen Scheere über ein Kunstwerk herfällt, wie über einen Tuchfetzen. — Und wer kann es ihm wehren? Für seinen Groschen glaubt der gute Mann auch ein Recht zu haben, sein Urtheil zu Markte zu bringen.

Orestes.

Und doch will so ein Kerlchen aus der Haut fahren, wenn man sich einmal die Freiheit nimmt, eine schlechte Hose oder einen schlechten Stiefel zu rezensiren, worüber allenfalls ein Blinder besser zu urtheilen vermag, als ein Schneider oder Schuhmacher

über den Gesang einer Catalani. — Aber vollends dieser Bartscheerer! — Hahaha!

Pylades.

Nun?

Orestes.

Kannst du dirs vorstellen? — Nichts wünschte er sich, als dermaleinst ihren Cadaver zu besitzen, bloß um ihren Kahlkopf zu anatomiren. Da würde sich's dann zeigen, wo eigentlich der Fehler stecke.

Pylades.

Mich würde dieses Kennergespräch unbeschreiblich ergötzt haben.

Orestes.

Mich nicht. — Ich hätte Apollo seyn mögen, um diese Kunstrichter lebendig abzuhäuten, wie den Marsyas.

Pylades.

Und das waren bloß Dilettanten in der edlen Kunstrichterkunst: nun betrachte erst die kritischen Scharfrichter von Profession.

Orestes.

Auf den Knien dank' ich es meinem Schöpfer, daß er mich nicht zum Rezensenten machte. Denn das Analysiren des Schönen ist das wahre Grab des Genusses, und keiner ist daher mehr zu bedauern, als ein solcher Kunst-Prosektor, dessen Tagewerk es ist, ein Kunstwerk wie eine Leiche zu anatomiren und zu zergliedern. Wie ist es nur möglich, sich einem reinen gemüthvollen Genusse hinzugeben, wenn man immer von Amtswegen darauf bedacht seyn muß, die Fehler heraus zu spähen?

Pylades.

Wohl wahr! vor lauter Brillen sieht ein solcher Herr am Ende nichts weiter als Flekken, die oft nicht in dem Kunstwerke, sondern in der Brille liegen; ja er ist im Stande, die Natur selbst zu rezensiren, und den Gesang einer Nachtigall fehlerhaft zu finden, wenn sie nicht nach seinem kritischen Tonmesser singt.

Orestes.

Gewiß! — Auch habe ich noch nie zwei völlig übereinstimmende Rezensionen über Ein und dasselbe Kunstwerk gefunden, aber desto mehr sich schnurgerade widersprechende. Dies führt offenbar zu der Überzeugung, daß das lebendige Gefühl, welches die Mehrheit beherrscht, richtiger leitet, als der kalte krittelnde Verstand, und daß es mehr als lächerlich ist, wenn so ein kritisches Diktatorchen von seinem Dreifuß herabkreischt: „hier soll man nicht lachen! hier soll man nicht weinen! hier soll man klatschen! hier soll man pfeifen!“ — gesetzt auch, daß das ganze Publikum entgegengesetzter Meinung wäre.

Pylades.

Nur neulich ist mir ein solches Männchen vorgekommen, welches die Keckheit hatte, dem ganzen großen Publikum in's Gesicht zu sagen: „Liebes Publikum! was Du für Natur hältst, das ist keine wahre Na-

tur, das ist nichts als Grimasse. — Glaube mir's aufs Wort! ich verstehe das besser."

Orestes.

Schickt einen schlichten unverdorbenen Landmann in's Theater, und laßt den über Natur urtheilen. Wenn der sagt: das ist wahr! das ist schön! dann glaube ich's ihm eher, als einem ganzen Klubb voll Rezensenten mit ihrer überstudirten Verschrobenheit. —

Pylades.

Nu nu! — Nur nicht Alle über Einen Leisten geschlagen! — Ich bitte um Pardon für einen Lessing und Consorten.

Orestes.

Gehorsamer Diener! Weckt ihn nur wieder auf! — Doch auch heut zu Tage giebt es Kunstrichter, welche würdig in seine Fußtapfen treten, und die wir selbst um Pardon bitten wollen wegen des Bannstrals,

den wir auf die ganze Caste geschleudert haben. — Aber dessenungeachtet bleibt es ewig wahr: „Selig sind die, welche fühlen und nicht kritisiren!“

Chinesische Urtheile.

Geron und Theophron.

Geron.

Hast du das Werk des wackern Herrn v. X. über die sittlichen und geistigen Vorzüge des Adels vor den andern Ständen gelesen?

Theophron.

Eine seltsame Zumuthung! Das wäre eben so, als wenn ich das Werk eines Chinesen über die Vorzüge des chinesischen Volkes vor allen andern Völkern der Erde lesen sollte. — Allenfalls thäte ich's der Curiosität wegen, nämlich um mich zu überzeugen, wie ein Chinese über uns andere Völker urtheilt, aber wahrlich nicht, um mir ein neues Licht anzuzünden. Was läßt sich auch

in der That von einem, der nie aus China herauskam, die andern Völker höchstens vom Hörensagen kennt, und in seinen Chinesischen Vorurtheilen so zu sagen versteinert ist, für ein treffendes Urtheil über diesen Gegenstand erwarten? Man zuckt die Achseln, lächelt, und schweigt, weil bei einem Chinesen alle Mühe, seine Irrthümer zu widerlegen, verloren wäre.

Geron.

Aber der Verfasser jener Schrift ist ein sehr vernünftiger, aufgeklärter und viel belesener Mann.

Theophron.

Das mag seyn. Nach dem wenigen aber, was ich von dem Werke in Auszügen gelesen habe, ist dieser Herr anno 1750. stehen geblieben. Was seitdem geschahe, ist für ihn verloren, und man muß ihm stets zurufen: Vergessen Sie nicht, werther Herr v. X! daß wir schon 1818 schreiben.

Grönländische Urtheile.

Geron und Theophron.

Geron.

Hast du die neuesten Blätter des literarischen Wassereimers gelesen?

Theophron.

Ich bitte dich: Muthe mir so etwas nicht zu! — Ich bin zwar wasserscheu, mein Freund! aber nicht toll.

Geron.

Denke dir: der Herausgeber, dieses bekannte, leichtfertige Weltkind, fängt nun auch an, fromm zu werden.

Theophron.

Nun wahrlich! dann muß das jüngste Gericht vor der Thür seyn.

Geron.

Er frömmelt trotz einem Rosenkreuzer.

Theophron.

Das ist eben nicht zu bewundern. Auch gewisse galante Damen, die den Kelch der Weltfreuden bis auf die Hefe ausgeleert haben, pflegen im Alter Betschwestern zu werden.

Geron.

Höre, und mache dir zugleich einen Begriff von der Stärke seiner Philosophie. — Er zieht, wie du weißt, tapfer gegen den Magnetismus zu Felde.

Theophron.

Wenn es dem Unfug gilt, der damit getrieben wird, und nicht der Sache selbst: immerhin! — Da ist der Witz an seiner rechten Stelle, wie die Vernunft.

Geron.

Witz? — Vernunft? — O höre doch, mit welchen Vernunftgründen er ihn bekämpft. — „Wenn der Magnetismus" — so

argumentirt der Scharfsinnige — „wirklich eine so wunderbare Kraft wäre, ei! dann würde ja wohl unser Heiland J. C. ihn den Menschen offenbaret haben."

Theophron.

Unvergleichlich! mit demselben Rechte könnte man sagen: „wenn sich aus Runkelrüben wirklich Zucker machen ließe, ei! dann würde ja Moses schon die Kinder Israels gelehrt haben, Runkelrübenzucker zu fabriziren."

Geron.

Aber noch nicht genug. Mit demselben schlagenden theologischen Argumente bekämpft der sinnreiche Mann auch die Verfassungsprediger. „Wenn ständische Verfassungen zum Heile der Völker wirklich so ersprießlich wären, ei! dann würde ja wohl unser Heiland sie den Menschen empfohlen haben." — Hahaha!

Theophron.

Das Gehirn treibt zuweilen Wasserblasen, besonders im Alter.

Geron.

In der That! wir können es dem wackern Manne nicht genug danken, daß er uns der Mühe überhebt, aus der Spreu der neuern Literatur die wenigen Körner herauszulesen (wiewohl er uns nicht selten Spreu statt der Körner auftischt); aber Eine demüthige Bitte wollen wir ihm nicht verhehlen: er befasse sich so wenig wie möglich mit dem **urtheilen.**

Ego! Ego! Ego!

Amicus und Cuculus.

Cuculus.

Da haben wir's! — Sagt ich's nicht immer, daß mein Trauerspiel: der Frevel, die einzige merkwürdige Erscheinung unsers Zeitalters sey? So eben erhalte ich die Nachricht durch einen Expressen, daß es nun auch auf den Südseeinseln in einer treuen übersetzung erschienen, und in Otaheiti bei gedrängt vollem Hause zwanzigmal hintereinander aufgeführt worden ist.

Amicus.

Ich gratulire dir und den glücklichen Otaheitern.

Cuculus.

Schade nur, daß keine Poststraße zum Monde führt. Die armen Schelme da oben müssen nun leider diesen höchsten Genuß entbehren.

Amicus.

Ein Glück für sie, daß auch deine Correspondenz-Nachrichten, worin du deines Frevels recht fleißig gedenkest, nicht zu ihnen gelangt sind. — So leben sie in einer glücklichen Unwissenheit, und können sich über ihr Mißgeschick trösten.

Cuculus.

Auf diesem Planeten hoffe ich es aber ehestens dahin zu bringen, daß von nichts anderem mehr gesprochen wird, als von meinem Frevel.

Amicus.

Glückselige Zeit! — Du wenigstens, mein lieber Cuculus, gehst mit einem guten Beispiele voran.

Cuculus.

Ja ich hoffe, mein Frevel soll bald ein Volksbuch werden, wie die Bibel und der Coran. Nächstens werde ich mit einem Vorschlage herausrücken zur Errichtung von Frevelgesellschaften nach Art der Bibelgesellschaften, und ich bin überzeugt, daß das große Werk bald im vollen Gange seyn wird. O schöne Zeit, wo irgend ein weiser Omar alle Geisteswerke, bis auf meinen Frevel, dem Feuer übergeben wird, wo man nichts mehr lesen wird, als meinen Frevel!

Amicus.

Großer Cuculus! nimm den Rath eines Freundes an! sey nicht zu sehr die Posaune deines eignen Namens! Glaube mir: du wirst mehr Ehre davon haben, und den Spott nicht in die Schranken fordern.

Cuculus.

Pah! selbst der Spott muß vor meinem Namen verstummen.

Schicksals = Exekutionen.

Stephanus und Theophilus.

Stephanus.

Also was hältst du eigentlich von der neuern Schicksalstragödie?

Theophilus.

Ich sage es auf die Gefahr, als ein Opfer meiner Meinung, von den furchtbaren Mächten des Schicksals und ihrem ganzen schreibenden Hauptquartier hienieden zerschmettert zu werden, daß ich die Idee, welche einigen modernen Trauerspielen dieser Gattung zum Grunde liegt, für eine unwürdige und verwerfliche Idee halte.

Stephanus.

Rasender! — Zittre vor der Macht der verborgen Waltenden!

Theophilus.

Das Schicksal soll den Menschen erheben, indem es ihn zu Boden drückt, es soll ihn nicht *geistig* zermalmen, es soll ihm die Kraft und die Freiheit der Seele nicht rauben; im Gegentheil: der Mensch soll vermöge seiner moralischen Größe *über* dem Schicksale seyn, und im Kampfe mit demselben stets widerstrebend und selbstthätig untergehen. Nur *diese* Ansicht scheint mir eines tragischen Helden würdig. — Die neue Schicksalstragödie aber, worin uns Werner mit seinem 24sten Februar vorleuchtet, vernichtet den Menschen auch geistig, macht ihn zum blinden Werkzeuge jener finstern Macht, zu einem willenlosen Sklaven, der nur feigherzig zu jammern, zu winseln oder zu fluchen, nicht zu widerstreben und zu kämpfen vermag; sie raubt ihm alle moralische Freiheit und Willensthätigkeit, indem sie ihm als unwandelbare, eiserne Nothwendigkeit zeigt, was nach den Gesetzen der

Natur,

Natur, nach der nothwendigen Verkettung zwischen Ursache und Wirkung, durch vernunftmäßige That abgewendet werden kann; sie verwirrt ihn, macht ihn blind und unfähig, mit Überlegung zu handeln, treibt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, das Unvernünftige zu thun, was nothwendig zu seinem Verderben gereichen muß, und läßt ihn fast sinnlos in die Falle rennen; mit Einem Worte: sie würdigt ihn zu einem Opferthiere herab, welches unter dem Schlachtmesser zappelnd, seinen Odem aushaucht.

Stephanus.

Ich kann nicht läugnen, daß das Gefühl, welches mich bei solchen Schicksals-Exekutionen ergreift, demjenigen nicht unähnlich ist, welches bei dem Anblick einer Hinrichtungs-Scene meine Brust beengt; es ist nichts weniger als ein erhebendes, sondern ein niederdrückendes, zermalmendes Gefühl.

Theophilus.

Giebst du das zu? — Nun dann wirst du mir auch einräumen, daß diese Schicksalsidee nicht allein den Menschen, sondern auch die Gottheit herabwürdigt, indem sie den Fluch nicht nach dem Maaße der Schuld abwägt, sondern ihn ohne Maaß und Ziel gleichsam in's Blaue hineinschleudert; ja, was wahrhaft empörend ist: das eifrigste Bestreben, das Schicksal durch tugendhafte Handlungen zu versöhnen, verkehrt sie in neue, schreckliche, ganz unbeabsichtigte und nicht einmal geahnete Frevel, die zwar die Schuld nicht vergrößern können, aber das Leid und den Jammer bis zum Ungeheuren anschwellen.

Stephanus.

Auf solche Art stellt sie uns also die Gottheit als einen menschlichen Rächer dar, welcher von wüthendem Haß und andern niedern Leidenschaften getrieben, der Begierde zu verfolgen, zu quälen und zu martern

keine Grenzen setzen kann. — In der That, eine gotteslästerliche Idee!

Theophilus.

So scheint es mir. — Ich lobe mir daher jene Schillerschen und Shakespearschen Trauerspiele, worin der leidende Held als Opfer seiner Schuld durch den Spruch einer gerechten Vergeltung frei und moralisch groß untergeht.

Plan zu einem Trauerspiele hoch-tragischer Art.

Menander und Periander.

Menander.

Halt da?

Periander.

Was giebt's?

Menander.

Nun wahrlich! wer dich so mit verschränkten Armen, herabhängendem Kopfe und hervorglotzenden Augen, die etwas im Mittelpunkte der Erde zu suchen scheinen, einherschlendern sieht, der sollte schwören, daß du so eben mit der Quadratur des Zirkels, oder mit der Centralisation Deutschlands, oder mit einer ähnlichen Sphynx-

geburt schwanger gehst. Woran trägt du denn so schwer, mein lieber Periander?

Periander.

Seit einiger Zeit, mein Freund! trage ich die Idee eines Trauerspiels hochtragischer Art mit mir herum, zu deren meisterhafter Ausführung ich nur noch einer unbedeutenden Kleinigkeit benöthiget bin.

Menander.

Nemlich?

Periander.

Einiger Funken Schillerschen Dichtertalents.

Menander.

Sehr bescheiden, bei meiner Ehre! — Schon durch dieses demüthige Geständniß legst du hinreichend an den Tag, daß dir eine Haupttugend tragischer Dichter, jenes hohe Selbstgefühl, mangelt, welches stets mit dem Glöcklein, oder doch mit der Schelle seines unvergleichlichen Ich voraus läutet.

Periander.

Und doch: wann hörte man je einen Shakespeare, einen Schiller damit läuten?

Menander.

Als ob Schiller ein Dichter gewesen wäre! Frage nur den, und den, und den! die werden dir ad oculos demonstriren, daß es eine unsinnige Abgötterei ist, die man mit dem guten Schiller treibt. Calderon allein ist ein Dichter, und allenfalls Shakespeare, und — rathe einmal!

Periander.

Etwa Herr ******?

Menander.

Gewiß! aber eigentlich Werner.

Periander.

Nun beim großen Apollon! — Shakespeare und Werner! Das nenne ich vom Libanon mit einem tüchtigen Sprunge auf einen Maulwurfshügel gerathen. — Doch auf mein Thema zurückzukommen: Bis mir also einige Funken Schillerschen Dichtertalents

vom Himmel herabkommen, will ich die Sache auf sich beruhen, und es darauf ankommen lassen, ob etwa irgend ein poetischer Jungmeister durch meinen Gedanken zur Ausführung entflammt werden möchte.

Menander.

Fast fürchte ich, das Sprüchlein von den kreißenden Bergen und der Maus auf dich anwenden zu können. — Laß hören!

Periander.

Bisher behandelte das Trauerspiel nur die Schicksale einzelner Menschen; es zeigte, wie um der Missethaten eines Einzelnen willen, Unheil und Verderben über ihn selbst oder sein Geschlecht ausgegossen wurde. Jetzt, ihr tragischen Maler! malt uns einmal jene großen, ungeheuren Strafgerichte des Schicksals, welche in Gefolge der Ruchlosigkeit oder Schwachheit, der Kurzsichtigkeit oder Verstocktheit derjenigen, in deren Hände das Wohl und Wehe der Völker gegeben ist, über ganze Menschengeschlechter

verhängt werden. Malt uns jene Unthaten, welche das große Verderben herbeiführen, in ihrer schreckendsten Gestalt; malt uns den Fluch, den Länder verheerenden, den Völker vernichtenden, wie er daherfährt über Millionen; und dann endlich malt uns mit dem Pinsel eines Michael Angelo das große Wehe der Zertretenen, ihre Zuckungen und Todeskämpfe, ihre Flüche und Verwünschungen; malt uns den ganzen Chor der Verzweiflung jener zahllos Geopferten, von dem wilden Jubelgeschrei der Würger und dem Zusammenstürzen zertrümmerter Reiche begleitet; mit Einem Worte: malt uns einen Völkermord! — Sehet da! das gibt eine Schicksalstragödie im großen hochtragischen Styl! das ist ein würdiger Gegenstand für den Griffel eines Meisters.

Menander.

Deine Phantasie ist etwas schauerlich. Aber den Stoff! woher den nehmen?

Periander.

Nun wahrlich! nach dem braucht ihr eben nicht weit zu suchen. Die alte sowohl als die neue Geschichte bietet ihn überreichlich dar.

Menander.

In Wahrheit! große, erschütternde Gefühle ließen sich durch so eine Tragödie erwecken; ein Feuerbrand ließe sich auf diesem Wege in das Gemüth eines tyrannischen oder schwachsinnigen Fürsten, oder, wenn es hier nicht mehr zünden will, in das Gemüth eines Jünglings schleudern, den das Verhängniß zum Beherrscher eines Volkes ersahe. Schiller, der Unvergleichliche, hat in seinem Don Carlos etwas Ähnliches angedeutet. — Aber nun erlaube mir einen wichtigen Einwand! Wie verträgt sich die Ausführung deiner Idee mit dem engen Raum und den beschränkten Mitteln einer Schaubühne? — Drum gieb es nur gleich auf, dein Trauerspiel jemals aufgeführt zu sehen.

Periander.

Pah! — Wer sich an diesen Stoff machen will, der muß freilich auf den kleinen Triumph, sein Werk aufgeführt zu sehen, Verzicht leisten, so lange wir keine Schaubühnen haben, die wenigstens denen der Alten an Größe und Herrlichkeit gleichen. — Was läßt sich auch in den meisten Guckkasten, die wir Theater nennen, Großes und Herrliches darstellen?

Menander.

Und wie kleinlich und erbärmlich erscheinen sie, wenn wir sie z. B. mit dem in den glänzendsten Zeiten des römischen Freistaats unter dem Ädilen Scaurus erbauten Theater vergleichen, welches achtzig tausend Menschen faßte, ohne der ungeheuern Pracht zu gedenken, womit es ausgestattet war.

Periander.

Und dann die Helden, welche darauf dargestellt wurden, im Vergleich mit den modernen.

Menander.

Das laß gut seyn! die passen desto besser zu den modernen Theaterhelden.

Periander.

Die Phantasie baue sich daher eine Schaubühne in der Idee auf, groß genug, um einen Völkermord darauf vorzustellen, und über das Proscenium schreibe sie mit Flammenschrift die Worte: Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Zweikampf und Genugthuung.

Stapps und Toby.

Stapps.

Du hast mich beschimpft!

Toby.

Das thut mir leid, Freund! ich weiß nichts davon.

Stapps.

Du hast mich ins Gesicht gestoßen.

Toby.

Habe ich? So geschah's wider Willen, aus Unvorsichtigkeit, im Gedränge. — Verzeihe!

Stapps.

Ich fordre Genugthuung.

Toby.

So fordre, mein Freund! Ich bin ein Fremdling, und weiß nicht, was hier zu Lande für so einen Stoß bezahlt wird.

Stapps.

Narr! dafür wird nicht gezahlt, dafür wird mit dem Leibe gebüßt.

Toby.

Nun wohl! so stoße mich wieder. — Hier bin ich.

Stapps.

Dummkopf! wir müssen uns schlagen.

Toby.

— Uns schlagen? Hahaha! Nun so schlage dich! ich will mich auch schlagen. Da! schau her!

Stapps.

Willst du mich noch dazu verspotten? Solche Beleidigung fordert Blut.

Toby.

Blut? — So will ich dir einen Hammel schlachten. — Komm mit mir!

Stapps.

Zum Teufel! Dein Blut muß ich fließen sehen.

Toby.

Wie? — Ist das unter euch gesitteten Europäern so der Brauch?

Stapps.

Allerdings!

Toby.

Ein närrischer Brauch! nimm mir's nicht übel! — Wozu soll dir mein Blut? Bist du blutdürstig?

Stapps.

Thor! nur mit deinem Blute kann ich den Schimpf hinwegtilgen.

Toby.

Nun denn! — ich schneide mich in die Hand. Sieh da, wie's fließt!

Stapps.

Das ist nicht hinreichend.

Toby.

Noch nicht? — Auch gut! nur eine kleine Geduld! ich schicke zu unserm Schiffsarzt. Wir liegen nicht weit von hier vor Anker. Er soll mir zur Ader lassen, wenn dich das zufrieden stellen kann.

Stapps.

(bei Seite) Der Kerl ist wirklich dumm, oder stellt sich nur so. — (laut) Ich selbst du Einfaltspinsel! muß dich verwunden.

Toby.

Du selbst! — Ah! ich verstehe. — Nun auch das, wenn deine Ehre nur dadurch wiederhergestellt werden kann. — So schlage Du mir eine Ader! ich will dir still halten. Aber mach' es nicht ungeschickt, daß du mir keine Pulsader verletzest.

Stapps.

'S ist um verrückt zu werden! — Wir müssen uns duelliren.

Toby.

Duelliren? Was ist das?

Stapps.

Wir fechten oder schießen beide mit Pistolen auf einander, und wer am geschicktesten mit der Waffe umzugehen weiß, der schießt seinen Gegner über den Haufen.

Toby.

Was? — Höre du! das laß ich bleiben.

Stapps.

Du mußt!

Toby.

Gieb dir keine Mühe! Das thu' ich einmal nicht! — Das ist ein unvernünftiger Brauch; den mache ich nicht mit.

Stapps.

Dann bist du ein ehrloser Bube.

Toby.

Immerhin! — Wenn das bei euch gesitteten Europäern ehrlos macht, so bleibt bei eurem Glauben. Bei mir zu Lande bleibe ich darum doch, wer ich bin.

Stapps.

Und aus welchem Lande bist du denn, daß dir die Gesetze der Ehre so fremd sind?

Toby.

Ein Indianer, aufzuwarten. O wir wissen auch, was Ehre ist, aber um solcher Kleinigkeit willen schießen wir uns noch nicht über den Haufen. — Und wie nun, wenn ich Dich tödtete? Denn wisse: ich verstehe gut mit dem Feuergewehr umzugehen.

Stapps.

Nun — dann — habe ich Genugthuung.

Toby.

Wirklich? — Ich aber nicht. Das Leben würde mir eine Quaal seyn, wenn ich solche Blutschuld auf mich lüde. — Ich duellire mich nicht.

Stapps.

Dann prügle ich dich, bis du niedersinkst.

Toby.

Immer zu! — aber ich prügle wieder. O Toby ist stark.

Stapps (bei Seite.)

Es ist nichts aufzustellen mit dem heillosen Kerl. — Und doch muß ich, der Zuschauer wegen, die Sache durchsetzen.

Toby (heimlich zu ihm.)

In der That! du dauerst mich, guter Mensch! — Sage mir: glaubst du wirklich, daß ich deine Ehre durch meine Ungeschicklichkeit gekränkt habe?

Stapps.

Gewiß!

Toby.

Und kann es dir Genugthuung geben, wenn du mich schlägst? — Denn aus dem Schießen wird einmal nichts.

Stapps.

Allerdings.

Toby.

Nun denn! so hau zu! ich will dir still halten. — Da ist mein Rücken.

Stapps.

(bei Seite) Der Kerl! — Er entwaffnet mich ganz und gar. (laut) Nu nu! schon gut! ich verzeihe dir.

Die Legitimität oder der Majestätsstempel.

Ultra und Citra.

Ultra.

Sage was du willst! Mag deine schwarze Majestät, der Negerkönig von Hayti, auch so weise wie Salomo, so tapfer wie Alexander, so gerecht wie Aristides, und so mild und gütig wie Titus seyn: er ist und bleibt ein Parvenu, und ein Schwarzer dazu; die angestammte Herrscherwürde fehlt ihm; weder Natur noch Gesetz hat ihm den Stempel der Majestät aufgedrückt.

Citra.

Ein schwarzer Emporkömmling! Das also ist der große Makel, welcher der Majestät des Negerkönigs anhängt? Welch ein seltsamer Wahn beherrschte mich seither! Jene großen Eigenschaften der Seele — so meinte ich — gäben eigentlich das Recht, über Menschen zu herrschen, nicht bloß der Zufall der Geburt und die Farbe der Haut.

Ultra.

Du sprichst wie ein Blindgeborner von der Farbe: Die Legitimität, das angeborne Herrscherrecht ist es, was die Herren der Erde als solche stempelt.

Citra.

Die Legitimität! — so! so! — Also deine rechtmäßigen Herrscher kommen schon mit dem Majestätsstempel auf die Welt? Ei sage mir doch, guter Freund! wo sitzt ihnen denn eigentlich dieser Stempel?

Ultra.

Pah! — Ist es nicht hinreichend, daß sie aus fürstlichem Geblüte entsprossen sind?

Citra.

Aha! — Aber da kann ja wohl der Menschenwitz der Majestät einen häßlichen Streich spielen. Wie z. B. wenn gleich nach der Geburt ein Bauernkind statt des Erbprinzen, dem fürstlichen Schooß untergeschoben würde: dann möchte ich doch in der That wissen, woran du den Stempel der Majestät erkennen willst?

Ultra.

Gegen solche Einschwärzungen des gemeinen Blutes hat die Staatsweisheit Vorkehrung getroffen.

Citra.

Im Gegentheil läßt sich gar wohl der Fall denken, daß bei fortdauernder Unfruchtbarkeit die Kunst der Natur durch einen solchen Wechselbalg zu Hülfe kommt, und dem Untergeschobenen einen falschen Majestäts-

stempel aufdrückt. — Ich möchte doch wissen, woran du die Verfälschung erkennen willst. Aber abgesehen davon! — Beantworte mir nur eine kleine Frage: wer hat denn den ersten Herrschern, den Stammvätern der jetzigen legitimen Fürsten, das Majestätssiegel aufgedrückt? Denn unmittelbar aus Gottes Hand ging doch, so viel ich weiß, kein Fürst hervor. Damals also konnte doch von Legitimität noch nicht die Rede gewesen seyn.

Ultra.

Allerdings waren es ihre großen moralischen und geistigen Vorzüge, welche sie über alle andre emporkommen ließen.

Citra.

Emporkommen ließen! — Sieh doch! — Die Gründer der jetzigen Dynastien also waren Emporkömmlinge oder Parvenu's so gut wie König Heinrich von Hayti — (erlaube mir einmal, ihn unter Uns so zu nennen.) — Ihre großen moralischen Vor-

züge ließen sie emporkommen, und wahrlich! ihre Abkömmlinge verlieren dadurch nicht einen Stral von ihrem Majestäts-Nimbus, daß sie von jenen Emporkömmlingen abstammen, sobald sie nur in Rücksicht der innern Majestät keine Herabkömmlinge sind. — Mein wackrer Ultra! laß die Dynastie dieses schwarzen Parvenu's noch ein Paar Jahrhunderte bestehen, und ich möchte doch in der That wissen, ob dann die Ultra's am Hofe König Heinrichs des fünften, sechsten, oder siebenten von Hayti nicht eben so die schwarze Legitimität gegen weiße Emporkömmlinge verfechten werden, wie du es jetzt im umgekehrten Falle thust.

Ultra.

Moderne Aufklärerei! — Ich frage: was ist denn eigentlich das Bollwerk der Throne gegen die Fluth der Empörung, was hält den frechen Übermuth in seinen Schranken, wenn es nicht das Herkommen ist? Das Herkommen allein, der heilige Nimbus

der

der angestammten Herrschergewalt, ist der Gorgonenschild, welcher den Arm des Verwegnen versteinert.

Citra.

Nur muß dieser Verwegne kein Perseus, und Minerva Schildhalterin seyn. Denn ohne Weisheit und Seelengröße, Freund Ultra! ist das Herkommen ein ohnmächtiger Schirm der Gebrechlichkeit. War Gebrechlichkeit nicht von jeher des Alters Fluch, und meinst du etwa, daß das Alter einer Dynastie von diesem Fluche ausgenommen sey? Ein altes Fürstenhaus, aus dem die Tugenden seiner Gründer ausgezogen sind, ist ein wahres Invalidenhaus, dessen Bewohner von dem Staate das Gnadenbrot erhalten, nicht in Rücksicht dessen, was sie ihm *sind*, sondern was sie ihm einst *waren*, oder vielmehr ihre Vorfahren. Nur Eine Dynastie ist die wahre: es ist die Dynastie der Seelengröße, und von dieser ist weder der weiße noch der schwarze Sklave ausgeschlossen.

Ultra.

Schöne Grundsätze! bei meiner Ehre! — Also diesen modernen Mohrenkönig, diesen ci devant Negersklaven kannst du wirklich als einen rechtmäßigen König anerkennen?

Citra.

Ob Ich, oder Du und alle Ultra's zusammen ihn als solchen anerkennen, oder nicht: darauf wird wenig ankommen. Er selbst und seine Haytier haben ihn bereits anerkannt, und seine drei hohen Verbündeten haben die Garantie für ihn übernommen.

Ultra.

Seine drei hohen Verbündeten? — Ei! wer wären denn die?

Citra.

Sein Heldensinn, seine Weisheit und seine Gerechtigkeit; Eigenschaften, womit er manchen Gestempelten zum Vorbilde dienen kann.

Die Verstrickten.

Jakob und Benjamin.

Jakob.

Wie geht's? Wie steht's? Was treibst du?

Benjamin.

Ich habe mich begeben in die Korngeschäfte, ich habe mich alliirt mit zwei großen Kornspekulanten.

Jakob.

Alliirt! was heißt alliirt?

Benjamin.

Was man nennt verbunden, verknüpft.

Jakob.

Verknüpft? — Ah! ich verstehe: verstrickt willst du sagen.

Wetterfahnen und Windmäntel.

Stein und Halm.

Stein.

Das muß man dir lassen: du nimmst jetzt das Maul recht voll Patriotismus. — Kaum erkenne ich dich wieder: so schnell hast du dich in einen Deutschler und Franzosenfeind verwandelt, Du, einst der begeisterte und überströmende Lobredner der ci devant großen Nation. — Nichts für ungut, mein Freund! du scheinst mir den Mantel etwas weniges nach dem Winde zu hängen.

Halm.

Was kann Ich dafür, wenn der Wind sich alle Augenblicke dreht? Sonst bließ er aus Südwest, jetzt aus Nordost.

Stein.

Gesetzt also, daß wir einmal wieder Südwestwind bekämen, was der Himmel verhüte!

Halm.

So würde ich auch meinen Mantel danach hängen. Ist da noch eine Frage?

Stein.

Du bist ein Politikus. — Höre, guter Freund! wenn dir einst ein Wappen beigelegt werden sollte, wozu aller Anschein vorhanden ist: so möchte ich dir wohl einen Rath geben, wie du deine Verdienste andeuten sollst.

Halm.

Laß einmal hören!

Stein.

Durch eine Säule in Form eines griechischen Pi, an welcher ein Politikus hängt, der sich nach dem Winde dreht.

Halm.

Spaßvogel! du verschießest deine Bolzen ohne Wirkung. Die Säule ist auf jeden Fall ein Sinnbild der Festigkeit. Diese aber giebt sich durch einen unerschütterlichen Grundsatz zu erkennen, auf welchem mein anscheinender Wankelmuth basirt ist.

Stein.

Der heißt, wenn ich fragen darf?

Halm.

Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe.

Stein.

Verzeihe! du aßest stets deutsches Brot, sangst aber bald ein französisches, bald ein russisches, bald ein deutsches Liedchen dazu.

Justizreform und Folterwiedereinführung.

Philon und Prokrustes.

Prokrustes.

Nun, Philon! zweifelst du noch an einer baldigen heilsamen Justizreform? Lies dieses Zeitungsblatt! ein wackrer Criminalrichter hat bereits mit jenem Instrumente präludirt, ohne welches wir nimmermehr eine gewisse Harmonie in die Justizverwaltung bringen werden.

Philon.

Du meinst doch nicht etwa — ?

Prokrustes.

Was anders als die wohlthätige Folter?

Philon.

Die Folter! — Nun beim Himmel! Als du von präludiren und Harmonie sprachst, da glaubte ich fast, daß von einem musikalischen Instrumente die Rede sey.

Prokrustes.

Nicht anders! Ist etwa die Folter kein musikalisches Instrument? Wie man eine Darmsaite auf die Geige spannt, um einen beliebigen Ton aus ihr hervorzulocken, so spannt man einen verstockten Malefikanten auf die Folter, um seine Aussage mit der Anklage in Harmonie zu bringen.

Philon.

Ein fürchterlicher Scherz, für den man dich selbst als eine Darmsaite behandeln sollte.

Prokrustes.

Scherz? ich meine es sehr ernstlich damit.

Philon.

Auch Ich. — Und darum eben wünschte ich, daß sich irgend ein Theseus fände, der jenen saubern Justizbeamten, wie einst dei-

nen sinnreichen Ahnherrn auf dem Isthmus, ein wenig auf dem Marterbett prolongirte, und alle jene Herren dazu, welche uns das barbarische Zeitalter der Menschenquälerei gern zurückbringen möchten.

Prokrustes.

Possen! ich bleibe dabei: ohne Folter keine Justiz.

Künstlerruf und Kunstreisen.

Cajus und Roscius.

Cajus.

Aber, mein Freund! wirst du dein Talent nicht auch einmal an einem andern Orte glänzen lassen? Mach' eine Kunstreise wie hundert andre, und kehre zurück mit wohlverdienten Lorbeeren gekrönt, und mit Geldsäcken beladen.

Roscius.

Das habe ich Einmal versucht, und lasse es in der Zukunft bleiben. Statt der Lorbeerkränze und Geldsäcke brachte ich eine kritische Dornenkrone und einen leeren Kasten zurück.

Cajus.

Nicht möglich! — ein Talent wie das deinige.

Roscius.

Gilt nur in unsrer guten Stadt, die großmüthig genug ist, es über Verdienst zu schätzen.

Cajus.

Übertriebene Bescheidenheit! kein geringerer Fehler als übertriebenes Selbstgefühl. — Dein Name —

Roscius.

Ist nicht über die Grenzen unsers Weichbildes gekommen. — Ja, mein Freund! ich habe die traurige Erfahrung gemacht, daß es mir durchaus an Künstlerruf mangelt.

Cajus.

Das wahre Talent bricht sich überall Bahn.

Roscius.

Nicht immer, mein guter Cajus! — Aber gewiß dann, wenn es die Backen voll

nimmt, und in die Posaune der Fama zu stoßen versteht. — Glaube mir: ich bin ärmer an Gelde, aber reicher an Erfahrungen von meiner Kunstreise zurückgekehrt, und stände mir mein verwünschter Hochmuth, den du Demuth nennst, nicht im Wege, dann wüßte ich mir schon einen Namen zu verschaffen, der mir die Pforten des Ruhmes und die Schatzkammern des Plutus öffnen sollte.

Cajus.

Du machst mich neugierig.

Roscius.

Nur unbedeutender Opfer bedarf es, diesen Zweck zu erreichen. Lobpreisende Rezensionen, poetische Adressen, von eigner Fabrik oder von gedungener Hand, sendet man von Zeit zu Zeit an die Herausgeber der gelesensten Tageblätter und Zeitungen, mit Begleitung der Insertions-Gebühren. Ist das Publikum auf solche Art gehörig präparirt, dann schickt man sich zu seiner

Kunstreise an, läßt aber eine Zeitungs-Proklamation, wie die folgende, vorausgehen: „„Wir können aus guter Quelle versichern, daß unsre kunstliebenden Mitbürger sich ehestens das längstersehnte Glück versprechen dürfen, den berühmten Heldenspieler X in ihren Mauern zu besitzen. Dem Vernehmen nach wird der gefeierte Künstler uns vor der Hand mit drei Vorstellungen beglücken, und dann seinen Triumphzug nach Berlin, Wien, München u. s. w., wo man ihn mit Ungeduld erwartet, fortsetzen ꝛc. ꝛc.““ — Solche kleine Kunstgriffe, mein Freund! die der wahre Künstler verachtet, verfehlen selten die beabsichtigte Wirkung, zumal wenn mit gemietheten Klatschinstrumenten nachgeholfen wird. Die erbärmlichsten Stümper wissen sich auf diesem Wege einen Ruf zu machen, und schon vor ihrem Erscheinen ein günstiges Vorurtheil zu erwecken, welches den gedankenlosen Haufen gegen ihre Gebrechen nachsichtig, oder wohl gar blind macht.

Cajus.

Aber die Kenner! die Kenner!

Roscius.

Nun beim Apollon! die lassen sich zählen. Dem John Bull sagt nur jene glückliche Mittelmäßigkeit zu, welche auf den sogenannten Knalleffekt, auf starke Erschütterung des äußern Sinnes hinarbeitet. Eine imponirende Gestalt, ein Zwölfpfünder-Organ, ein Dragonerschritt, und ein recht prunkendes Costum: wenn das alles sich vereinigt, um Auge und Ohr zu blenden und zu betäuben, dann mag immerhin das Gemüth, der innere Sinn, unberührt bleiben. Wer fragt dann nach Charakter, nach jenem Ausdruck der Wahrheit, welcher aus der Tiefe des Gemüths hervortritt, um das Gemüth in seiner Tiefe zu ergreifen? — Kurz, mein Freund! Charlatanerie, elende Gaukelei ist es, wodurch man Glück in der Kunst, wie überall, macht. Klappern ge-

hört zum Handwerk, und wer das nicht versteht, der bleibe daheim wie Ich.

Cajus.

Je nun! im Grunde genommen können Wir, deine Mitbürger, damit ganz zufrieden seyn, und gewinnen offenbar bei deinem Entschlusse. — Gleichwohl kann ich nicht läugnen, daß ich dich gern einmal auf Reisen schicken möchte. Denn dem Menschendarsteller ist das Reisen, das Beobachten der Menschen in andern Lebenskreisen, so nothwendig, wie das Öl der Lampe; es schützt ihn vor Einseitigkeit, und vor der Versteinerung in gewissen Kunstformen.

Roscius.

Diese Nothwendigkeit möchte ich fast läugnen, wenn gleich ich eine Kunstreise, in sofern sie dazu dient, den allmälig erlöschenden Muth wieder anzufachen, und unsrer Muse einen neuen Reiz zu geben, gar wohl zu schätzen weiß. Was lernen wir von den Menschen, die auf einer flüchtigen

Reise an uns vorüberschlüpfen, anders, als die Oberfläche, die Schale, kennen? Das Innere, der Kern des Menschen, erschließt sich nur dem ruhigen Beobachter, der ihn aus einem unverrückten Standpunkte ins Auge faßt. Der innere Mensch ist sich unter allen Zonen so ziemlich gleich, und ich zweifle nicht, daß du eine Charakteristik des Menschen nach den Grundzügen seines Gemüths, seinen Geistesverirrungen und Leidenschaften, kurz eine psychologische Naturgeschichte des Menschen eben so gut in Krähwinkel als in Seringapatnam schreiben kannst, gleichwie du eine Beschreibung des Schmetterlings, was seine Organisation und generische Beschaffenheit betrifft, eben so gründlich in der Lüneburger Heide, als in Brasilien zu Stande bringen wirst. Willst du aber Menschen und Schmetterlinge von verschiedenen Farben und Spielarten kennen lernen: nun meinetwegen! dann reise nach Frankreich, England und Italien, oder gar nach Äthiopien und zu den

Feuerländern. — Summa! anatomire Einen Menschen, das heißt von jeder moralischen Hauptgattung Einen, und du hast die Menschen Aller Zonen anatomirt, und kannst dich der Mühe des Reisens überheben. Kant schrieb eine unübertreffliche Anthropologie, und war nie aus Königsberg gekommen; Newton entdeckte das Gesetz der Attraktion, und hatte weder die Erdpole noch den Äquator bereiset. Die Natur ist überall zu Hause, ergreift und studirt sie nur mit Liebe und Beruf!

Der Herr der Herren: der Sklav der Sklaven.

Sultan und Bauer.

Bauer.

Sohn des Propheten! Beherrscher der Gläubigen! Herr der Herren! Großmächtigster Padischah! — Neige die Sonne deines Antlitzes auf den niedrigsten deiner Sklaven herab, welcher sich hier im Staube vor dir wälzt. Lenke den Willen deiner Diener! Befiehl, daß mir Gerechtigkeit werde! O hilf mir!

Sultan.

Von Grund der Seele, mein Sohn! Aber nur sachte! sachte! daß unsre Diener

es nicht hören; sonst kommen wir beide in des Teufels Küche. Nun, was soll's denn eigentlich?

Bauer.

Schleudre einen Blitzstral deiner allmächtigen Rechte auf das Haupt eines deiner Bassen herab, der mir Haus und Hof, Hab' und Gut, Weib und Kind geraubt hat.

Sultan.

Schleudern! einen Blitzstral schleudern! Ei ja doch! es schleudert sich auch sogleich. — Und meinst du denn, daß sie sich vor unsern Blitzstralen fürchten? Im Vertrauen gesagt, liebes Kind! es sind meist kalte Schläge; unsre Bassen und Veziere, unsre Emir'n und Iman's verstehen sich darauf, sie durch Blitzableiter in den Sand abzuleiten, oder wohl gar auf die Köpfe unsrer armen Unterthanen. Dem Himmel sey's geklagt! unsre Donnerkeile treffen selten, wen sie treffen sollen.

Bauer.

Aber du bist ja doch der Herr der Herren! Dir ist ja verliehen die Kraft, die Macht und die Herrlichkeit.

Sultan.

Du sprichst, wie du's verstehst. — Nicht alles, was glänzt, mein Junge! ist Gold. — Unter Uns: es ist mit unsrer gepriesenen Herrlichkeit eigentlich nicht so gar viel, als die Poeten es euch in die Köpfe setzen. — Ja, wer uns so auf unserm Throne sitzen sieht, umgeben von einem glänzenden Hofstaat und einer stattlichen Leibwache, der glaubt Wunder, was wir Sultane für großmächtige Kerle sind. Aber es hat sich was; der Schein trügt, mein Sohn! — 'S ist halt! ein glänzendes Elend, das Regieren. — Im Vertrauen gesagt: — aber daß du hübsch reinen Mund hältst! — es giebt keinen größern Sklaven im ganzen Osmanischen Reiche, als Unsre Majestät. Beim Barte des Propheten! Wir möchten unsre geliebten

Unterthanen von Herzen gern so recht glücklich machen, daß jeder Bauer sonntäglich sein Huhn im Topfe hätte; wir möchten gern dem Ärmsten zu seinem Rechte helfen, wenn wir nur könnten, wie wir wohl möchten; wenn es unsre Hofmeister nur zuließen.

Bauer.

Das verstehe ich nicht. — Alle Welt sagt ja doch, deine Worte seyen Gesetz, du brauchest nur mit den Augenwimpern zu zucken, und das ganze Osmanische Reich zittre wie bei einem Erdbeben.

Sultan.

Pah! Man sagt viel, ihr müßt nicht alles glauben. Wer hat euch das Mährchen weiß gemacht? — Unsre Worte Gesetz? hahaha! — ja, wenn uns die Hände nur nicht gebunden wären!

Bauer.

So zerreiß die Bande! — Potzelement! wenn Ich nur ein Stündchen Sultan wäre!

Sultan.

Pst! — Plagt dich der Teufel, Kerl? — Wenn das der Großvezier gehört hätte, Du wärest ja ein Kind des Todes, und Wir könnten dich nicht aus der Patsche ziehen. — Tritt näher zu uns heran, mein guter Junge! daß wir dir etwas ins Ohr raunen. — Ach! so gut ist es uns lange nicht geworden, mit einem unserer geliebten Landeskinder unter vier Augen kosen zu dürfen. Die vertrackten Hofmeister lassen das nicht zu; ihre Vormundschaft ist gar zu strenge. — Sage einmal, gute Seele! glaubst du etwa, daß wir hier auf Rosen sitzen? — O wie garstig betrügst du dich! — Ihr Unterthanen klagt stets bei Uns. Wäre es Uns auch einmal vergönnt, Euch unser Leid zu klagen, Euch zu erzählen, was Wir alles von unsern Hofmeistern dulden müssen; wie sie uns immer vorschreiben, was wir thun und lassen sollen; wie sie uns überall den Weg vertreten, daß wir nie zu

euch hinabsteigen und traulich mit euch verkehren dürfen; wie sie uns mit allerhand Lügengeweben umgarnen, daß wir da sitzen, wie eine verpuppte Seidenraupe in ihrem Gespinnst, und nie erfahren, wo unsern geliebten Unterthanen eigentlich der Schuh drückt; wie sie uns die Wahrheit kredenzen, wie den Wein, damit wir nichts sehen, hören und lesen, als was nach Ihrer Einsicht für uns taugt; kurz, wie sie uns einengen, umstricken und umgaukeln, daß von unsrer hochgerühmten Allmacht und Freiheit uns kaum der Schatten übrig bleibt. — Ach! dürften wir euch alles das haarklein erzählen, ihr guten Leute! dann würdet ihr euren Schöpfer preisen, daß er euch nicht zu Sultanen gemacht hat.

Bauer.

O du armer Herr der Herren! — o ich armer Teufel! wer hilft mir denn, wenn Du es nicht vermagst?

Sultan.

Beim Propheten! du dauerst uns, armer Schelm! — Na laß nur gut seyn: wir wollen ja sehen, was wir in deiner Sache thun können. Bringe uns deine Klage zu Papier! Hörst du, mein Sohn? — Vielleicht trifft sich's, daß wir unsern Großvezier oder Kislar Aga, unsern Mufti oder unsre Sultanin Favorite einmal bei guter Laune erhaschen. Haben wir diese Herrschaften erst auf unsrer Seite, dann ist schon viel gewonnen. — Nur getrost! wir wollen ihnen deine Klage vortragen, und versuchen, was bei ihnen auszurichten ist. — Jetzt aber packe dich! Unser Oberhofmeister nahet sich, und wenn der uns beide zusammen flüstern sieht, dann ist der Teufel los. — Gehabe dich wohl, guter Junge! und sage unsern geliebten Unterthanen — versteht sich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit! — sage ihnen, daß wir tausend Seufzer für sie zum Himmel senden,

daß

daß wir sie stets in unserm Herzen tragen, daß wir Tag und Nacht auf ihr Glück sinnen; daß wir aber — du verstehst uns — Na! mach', daß du fortkommst!

Bauer.

Gott segne den Beherrscher der Gläubigen!

Sultan.

(heimlich) Sachte! sachte! — (laut) Pack' dich, Kerl!

Der schlaue Menschenkenner,
oder:
Auch ein Weg zur Versorgung.

Enzberg und Ottomann.

Enzberg.

Willkommen, Freund Ottomann! — Was seh' ich? Dein Antlitz leuchtet ja wie die Sonne nach dem Regen. — Was gilt's? du bist mit der Menschheit ausgesöhnt, mit der du sonst so entsetzlich über den Fuß gespannt warst, als du noch wie ein dach- und fachloser Lazzarone umherirrtest.

Ottomann.

Getroffen, Freund! — Post nubila Phoebus. Mein Herz steht jetzt allen schönen

und erhabenen Gefühlen der Menschen- und Vaterlandsliebe offen, seitdem ich — eine Pension beziehe, welche mir eine gemächliche Existenz sichert.

Enzberg.

Wünsche von Herzen Glück. — Aber wie kamst du dazu?

Ottomann.

Wie man zu Pensionen und Versorgungen kommt, wenn man eben nichts besonderes geleistet hat, wodurch man sie verdient hätte. Ein wenig praktische Weltklugheit und Menschenkenntniß — damit, mein Freund! richtet man gar viel aus. — Ein Beispiel unter Tausenden! Man mache sich nur recht wichtig, und stelle sich an, als ob man dieser oder jener hohen Person in die Karte geguckt habe, über diesen oder jenen Gegenstand viel Geheimes wisse und verrathen könne: so erlangt man gar oft, was man sucht.

Enzberg.

Schlaukopf! — Und wie hast du das in's Werk gerichtet?

Ottomann.

Willst du etwa meine Praxis benutzen? Immerhin! — Ich diene gern. — Zuerst also kam es darauf an, die Aufmerksamkeit auf meine wenig beachtete Person zu lenken. Ich ließ in allen öffentlichen Blättern ausposaunen, daß der bekannte wackre Ottomann, dieser geheime aber unermüdete Streiter für Freiheit und Recht, der einst den Dey von Algier auf Pistolen herausgefordert habe, nicht, wie das Gerücht gehe, im Mittelländischen Meere ertrunken, auch nicht gespießt worden sey, sondern sich des besten Wohlseyns erfreue, und in seiner philosophischen Einsamkeit mit einem Werke beschäftiget sey, welches die Maulwurfsgänge gewisser Staatskünstler enthüllen solle.

Enzberg.

Ich verstehe, das war ein Schreckschuß, von dem du dir gute Wirkung versprechen durftest.

Ottomann.

Welche nicht lange ausblieb. — Es gab ein Geflüster und Gemurmel unter den Maulwürfen: was will der Mann? Was kann er wollen? Sollte er vielleicht Lunte gerochen haben? Sollte er vielleicht dieses oder jenes erfahren haben? — Es kam zu geheimen Erkundigungen über meine wahrscheinlichen Absichten, welche mit hingeworfenen orakelmäßigen Brocken erwiedert wurden. Dadurch spannte ich die Erwartungen auf's Höchste. Schon sahe sich dieser und jener in meinem diplomatischen Pantheon zur Schau ausgestellt, und witterte den ihm zugedachten Lorbeerkranz der Unsterblichkeit.

Enzberg.

Und am Ende war es nichts weiter als ein Mondkalb, womit du schwanger gingest.

Ottomann.

Nicht einmal das. — Nie dachte ich im Ernst an meine Entbindung, Nichts wußte ich, gar nichts, und die guten Leute meinten Wunder, was ich alles wisse. — Hahaha! sie thaten mir eine unverdiente Ehre an. — Kurz: um der ihnen verheißenen Unsterblichkeit auszuweichen, warfen sie mir eine Pension zu, die mich plötzlich in den eifrigsten Menschenfreund und Patrioten verwandelt hat.

Enzberg.

Uralte Politik! ein Brocken, in des Bellers Rachen geworfen. — O du feiner Menschenkenner! wie bewundre ich dich!

Ottomann.

Mundus vult decipi. — Wer unter Wölfen lebt, muß mit heulen.

Die blinden Weltherrscher.

Timotheus und Äsopus.

Timotheus.

Erkläre mir doch, warum das Glück, die Liebe und die Gerechtigkeit blind genannt werden.

Äsopus.

Weil sie wirklich zum Theil stockblind, zum Theil des Gesichts, wenn gleich nicht unheilbar, beraubt sind. Der Unterschied zwischen diesen drei unglücklichen Personagen ist ungefähr dieser. Fortuna hat ohne Zweifel den Staar, den schwarzen, und ist daher unheilbar blind. — Zu ewiger Nacht verdammt tappt sie unter den Lebenden herum, und herzt nicht selten einen Esel, in der Meinung, daß es ein Löwe sey.

Amor kann wegen seiner Augenbinde nicht sehen, sobald sie ihm aber abgezogen wird, sieht er oft so hell, daß ihm die Augen übergehen. Themis hingegen, aus Besorgniß, daß sie mit ihren zwei gesunden Augen noch nicht hell genug sehen könne, hat ihre Nase mit so vielen Brillen bewaffnet, daß sie jetzt vor lauter Brillen oft gar nichts sieht.

Timotheus.

Da wäre ihr wohl noch zu helfen.

Äsopus.

Allerdings, wenn sie nur nicht auch taub wäre.

Timotheus.

Desto besser scheint sich ihr Gefühl geschärft zu haben.

Äsopus.

Gewiß, zumal der Tastsinn. Der ist so fein, daß sie sogar den Unterschied zwischen gewichtigen und ungewichtigen Argumenten herauszufühlen vermag.

Seidenraupen und weiße Raben.

Joseph und noch Jemand.

Joseph.

Sage mir, Freund! kannst du es im Ernst billigen, daß die Schriftsteller jetzt so feindselig gegen meine Glaubensgenossen zu Felde ziehen? — Ist das nicht Fanatismus? Und macht es ihren Herzen Ehre, daß sie Öl in die Flamme des Hasses schütten, der ohnedies schon Centnerschwer auf Israel lastet?

Noch Jemand.

Wohl wahr! — Erlaube: da kriecht dir eine Raupe auf der Schulter.

Joseph (zertritt sie.)

Garstiges Gewürm!

Noch Jemand.

Grausamer! was hat dir denn dieses unschuldige Thierchen zu Leide gethan, daß du es so unbarmherzig behandelst? Ist das menschlich und duldsam? — Ist das nicht Fanatismus? — „Leben und leben lassen!" ist das nicht eine so schöne christliche Moral?

Joseph.

Ich verstehe, und fühle den Stich. — Wohlan denn! wenn es einmal auf Raupenverfolgung abgesehen ist: ei dann laß uns auch jene weißen Raupen vertilgen, die dort auf dem Maulbeerbaume hausen. — „Nicht doch!" — wirst du sagen — „das sind ja Seidenraupen." — „Pah!" — erwiedere ich — „Raupen sind Raupen!" — „Man muß einen Unterschied machen zwischen Bohrraupen und Seidenraupen" — antwortest du. — Nun aber frage Ich: Macht Ihr einen

Unterschied? Nein! der Fanatismus kennt nur Juden; er wirft Alle, Gerechte und Ungerechte, in Eine Verdammniß.

Noch Jemand.

Mit Erlaubniß: Warum sagt man doch: schwarz wie ein Rabe. Giebt es nicht auch weiße Raben?

Joseph.

Die Raben bedanken sich für diese Anspielung.

Noch Jemand.

Amicus Plato, sed magis amica Veritas. — Ihr habt jetzt Bürgerrecht, hier zu Lande wenigstens, und eure alte Klage, daß ihr von allen Erwerbszweigen, außer dem Schacher, Wucher und Geldverkehr, ausgeschlossen seyd, ist jetzt grundlos. Aber gestehe aufrichtig: sind diejenigen unter euch, welche sich dem Landbau, den Künsten, Wissenschaften und Handwerken widmen, nicht immer noch so selten wie die weißen

Raben? — Jener verrufene Verkehr, der nicht Arbeit und Schweiß kostet, aber das Gemeinwohl untergräbt, ist so tief bei dem Volke Gottes eingewurzelt, daß es jeden andern ehrlichen Erwerb verabscheuet.

Willkommen und Abschied.

Mastix und Storax.

Mastix.

Hast du gelesen das Pasquillchen, was hat gemacht einer von unsern Leuten auf dich?

Storax.

Daß einer von euren Leuten der Verfasser ist, das erfahre ich nicht erst von Dir. Schon die edle Rache, mir dieses Pasquillchen anonym zu übersenden, damit das Gift auch ganz gewiß von mir eingeschlürft werde, entlarvte mir den kleinen verkappten Shylok, der dahinter steckt.

Mastix.

Onanym? Was onanym! — 'S soll doch kein Geheimniß seyn, wer der Verfasser

ist davon. Und daß du's weißt: Ich bin es selbst. Wie kommt's, daß du noch nicht bist krepirt daran?

Storax.

Wie du siehst befinde ich mich noch ziemlich wohl danach, und bekenne dir aufrichtig, daß ich mich an deinem satyrischen Probestückchen nicht wenig ergötzt habe. In der That! als erster Versuch, aus deinem Verkehr herauszutreten, und auch einmal etwas in einem Fache zu leisten, welches mit dem Geld- und Wechselgeschäft nur sehr weitläuftig verwandt ist, verdient es Würdigung. — Ich danke dir, wackrer israelitischer Martial! nicht allein für diesen Genuß, sondern auch dafür, daß du mir Gelegenheit gabst, die schwere Tugend der Großmuth an dir auf eine so leichte und wenig kostspielige Art zu üben. — Erlaube daher, daß ich dir auf dem betretenen dornenvollen Pfade der Satyre mit einem freundschaftlichen und collegialischen Rathe

entgegenkomme. Wenn du diesen Rath nicht verachtest, so darf sich Israel dereinst etwas von deinen Anlagen versprechen.

Mastix.

Was willst du mir geben für einen Rath? Rathe dir selbst, wie du kannst abwaschen den Schimpf, den ich dir habe angethan. Rathe dir selbst, wie du wieder kommst zu Ehren bei den Goim.

Storax.

Aber so höre doch nur! — Ein nützlicher Rath ist ja nicht zu verachten. — Du sollst ihn ja umsonst haben.

Mastix.

(bei Seite) Umsonst? — Umsonst nehme ich alles an, auch eine Ohrfeige, wenn ich sie kann kriegen umsonst. — (laut) Her damit!

Storax.

Die wichtigste Regel also, welche ein angehender Satyriker zu befolgen hat, ist die, daß er seine Bolzen nicht auf sich selbst

verschießen muß. Aber, wenn du's nicht übel nimmst, mein guter Mastix! du hast diese Regel etwas weniges außer Acht gelassen.

Mastix.

Wie das? Wie das? Habe ich dich nicht beschmitzt vor aller Welt, daß kein Hund mehr nimmt ein Stück Brot von dir? Habe ich nicht gesagt: Du, der du schreibst gegen die Juden, du bist selbst ein Jude.

Storax.

Eben darin, mein guter Mastix! liegt ja dein Versehen. Es war gewiß dein böser Genius, der dir den unglücklichen Gedanken eingab, zu deduziren, daß ich eigentlich selbst ein Jude sey. Denke einmal recht darüber nach, liebe Seele! was du da gethan hast. Wie? heißt das nicht, dir selbst Ohrfeigen geben, wenn du mich einen Juden nennst? — Hilf Himmel! einen ärgern Klex weißt du mir also nicht anzuhängen,

als daß du mich in Abrahams Schooß aufnimmst, und zu einem der Deinigen machst?

Mastix.

(bei Seite, indem er sich selbst ohrfeigt.)

Gotteswunder! was hab' ich da gemacht für einen Plumper!

Storax.

Siehst du nun, zu welchen Verirrungen zu weit getriebener satyrischer Eifer einen recht guten Kopf verleiten kann? — Nein warlich! zu solchen Blasphemien gegen deine Nation habe ich mich selbst noch nicht verstiegen. Ich denke, deine Glaubensgenossen werden es dir wenig Dank wissen, daß du ihre Prokura auf solche Art führst. — Du hast mich der Mühe überhoben, dich für deinen Ausfall zu züchtigen: Du hast dich selbst gezüchtigt, beschimpft, bespieen.

Mastix.

Wo hab' ich gehabt meinen Kopf? Bin ich gewesen mischikker?

Storax.

Nu nu! verzage darum nur nicht! Es wird schon gehen. Mit der Zeit pflückt man Rosen und Lorbeern, und kein Meister fällt vom Himmel, noch weniger von der Wechselbank. Es mangelt dir, wie du siehst, noch etwas an Übung und Routine im satyrischen Kleingewehrfeuer. Aber das lernt sich, wie das Hebräische. Nur frisch drauf losgeschossen! und nach wie vor die weise Vorsicht beobachtet, hinter der sichern Brustwehr der Anonymität deine Haut zu decken. — Ich meinerseits erlaube dir gern, mich auch in Zukunft als Zielscheibe zu gebrauchen, aber triff besser, als das erstemal, sonst möchtest du bald um deinen satyrischen Credit kommen.

Mastix.

'S ist nichts zu machen bei der Satyre, soll mir Gott! Bleib ich lieber bei unserm Verkehr.

Storax.

Das gab dir dein guter Genius ein. — Kehre lieber zu dem Wechsel-, Lieferungs- oder Schnittwaaren-Geschäft zurück! es ist offenbar mehr Segen bei diesem Verkehr. — Und nun noch eine kleine Frage zum Abschiede! — Warum soll man nicht über die Juden schreiben, so gut wie über die Neger, Tungusen und Irokesen, oder wenn du lieber willst, wie über die Franzosen, Russen und Engländer? — Würdet ihr es nicht lächerlich finden, wenn diese Völker gegen die Reisebeschreiber, welche sie zuweilen sehr nachtheilig beurtheilen, Beschwerde führen wollten? Und habt Ihr etwa ein größeres Recht dazu, als sie? Meint ihr etwa, daß ihr auch in Hinsicht der Preßfreiheit das auserwählte Volk seyd? — Seltsamer Wahn! — Ein jedes Volk mit seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten ist eine naturhistorische Erscheinung im Gebiete der Menschheit, wie die Hirsche und Wölfe, die

Bären und Löwen, die Füchse und Marder, die Heuschrecken und Künraupen, die Blattläuse und der Mehlthau im Gebiete der Thierheit. Niemanden ist es verwehrt, Untersuchungen über sie anzustellen, und das Resultat derselben durch den Druck bekannt zu machen. Der Unterschied zwischen Menschenschilderung und Thierschilderung besteht einzig und allein darin, daß das Thier, weil es von den Gesetzen der Natur nie abweicht, auch nie ein Gegenstand des Lächerlichen seyn kann, der hochmüthige Mensch aber, mit seinen unzähligen Abirrungen von diesem Gesetze, diejenige Schilderungsart nothwendig macht, welche man Satyre oder Spott nennt. — Gehabe dich wohl, mein guter Mastix! der Gott Israels sey mit dir!

Der deutsche Kunstprotektor.

Bauchredner, Deklamator, Sänger, Tänzer, Schauspieler, Dichter, Kammerdiener; zuletzt der Protektor.

Kammerdiener.

Nur eine kleine Geduld! der Durchlauchtigste wird sogleich erscheinen. — Also ihr Herren wollt eure Künste hier am Hofe produziren? — Wer seyd ihr denn eigentlich? Was treibt ihr für ein Metier? Ihr da! sprecht zuerst!

Deklamator.

Most, wandernder Hochlehrer der Hochredekunst.

Kammerdiener.

Zu deutsch, wenn man fragen darf?

Deklamator.

Demosthenes, ambulirender Professor der Deklamation.

Kammerdiener.

Aha! ein herumziehender Deklamator. — Und Ihr da?

Bauchredner.

Charlemagne, Professeur de la ventriloquence.

Kammerdiener.

Was ist das für ein Vogel?

Bauchredner.

Ein Professor der Bauchredekunst.

Kammerdiener.

Der Bauchredekunst! ei was Kukuk! Hat man auch schon Professoren für den Bauch? Doch was wundre ich mich? Diese Fakultät soll ja sehr ansehnlich seyn. — Und Ihr da, geehrter Herr?

Tänzer.

Tettyr, Professor der Fußredekunst.

Kammerdiener.

Zu deutsch ein Tanzmeister. Ich verstehe: Ihr seyd eigentlich alle drei Professoren für den Bauch, nur mit dem Unterschiede, daß der eine es mit dem Bauch, der andre mit dem Maul, und der dritte mit den Füßen ist. Gleichwohl prophezeihe ich Euch, mein gewandter Herr Tettyr! die beste Aufnahme. Denn über die Beredsamkeit der Füße geht doch einmal nichts in der Welt. Schade nur, daß ihr eben nicht zum schönen Geschlechte gehört. — Und Ihr, mein vornehmer Herr?

Sänger.

Philomelides, Meister der göttlichen Kunst des Gesanges.

Kammerdiener.

Nichts als Professoren und Meister! — Aber was die göttliche Kunst des Gesanges betrifft, so sind wir für's erste schon

zufrieden, wenn Ihr es nur in der menschlichen bis zur Meisterschaft gebracht habt. — Und Ihr da?

Schauspieler.

Proteus, königlicher mimischer Heros.

Kammerdiener.

Königlicher mimischer Heros! — Wetter noch einmal! — Da seyd Ihr wohl eine wichtige Kreatur? — Habt die Güte, und verdollmetscht mir das ein wenig!

Schauspieler.

Heldendarsteller am königlich mesopotamischen Hoftheater.

Kammerdiener.

So so! — (bei Seite) Ein Comödiant mit andern Worten. Auf diese Art befinde ich mich ja in einer sehr erlauchten Gesellschaft. — Lauter Meister, Hochlehrer, Helden und Heroen. — (laut) Aber Ihr da, mein demüthiger Herr! der Ihr neben diesen Sonnen fast wie ein Nebelfleck verschwindet. — Ohne Zweifel ein Meister in der göttlichen

Kunst,

Kunst, Gewänder zuzuschneiden, zu deutsch ein Schneidermeister?

Dichter.

Prometheus, der Dichtkunst Beflissener.

Kammerdiener.

Ein Poet! — dacht' ich's doch gleich, daß so etwas vom Poeten oder Schneider herauskommen würde. — Nu nu! solche Leutchen wollen ja auch leben. — Jetzt aufgeschaut! — Die Sonne bricht am Horizont hervor; der Herr erscheint. —

(Tiefe Verbeugung.)

Protektor.

Wer sind diese Figuren?

Kammerdiener.

Lauter Kunsthelden, gnädigster Herr! welche sich an Euer Durchlaucht Hofe produziren wollen. — Nro. 1. Herr Prometheus, der Dichtkunst Beflissener.

Protektor.

(Ihn durch ein Glas musternd.)

In der Poesie française routinirt?

capable, eine zierliche Canzone, ein zärtliches Madrigal, ein nettes Sonnett oder Triolett in französischer Sprache zu improvisiren?

Dichter.

Meine Muse, durchlauchtigster Herr! nennt sich mit Stolz eine Teutsche?

Protektor.

A bah! Retires vous!

Kammerdiener.

Die deutsche Muse kann ihren Abzug nehmen! — Nro. 2. Herr Proteus, mimischer Heros am mesopotamischen Hoftheater.

Protektor.

Eh bien! Kann man in der Rolle des Thesée, Polifonte, Cid et caet. debutiren? C'est a dire: nach dem französischen Original?

Schauspieler.

Nur Helden teutscher Zunge stell' ich dar: einen Wallenstein, Wilhelm Tell, Otto von Wittelsbach, Götz von Berlichingen, Caspar den Thürringer und dergl.

Protektor (sich die Ohren zuhaltend.)

Abominable Namen! — Alles vous en!

Kammerdiener.

Wallenstein zieht sich zurück. — Nro. 3. Herr Philomelides, Meister der göttlichen Kunst des Gesanges.

Protektor.

Französische oder deutsche Schule?

Sänger (zuckt die Achseln.)

Deutsche, gnädigster Herr!

Protektor.

Ces cris des sauvages me sont detestables!

Kammerdiener.

Die deutsche Schule wird verabschiedet. — Nro. 4. Monsieur Tettyx, Professor der Fußredekunst.

Protektor.

Qu'est ce que c'est ça?

Kammerdiener.

Ein französischer Tanzmeister, gnädigster Herr!

Tänzer.

(Macht einige *Entrechats* und Pirouetten.)

Seigneur! a vos services.

Protektor.

Bon! soyes le bien venu!

Kammerdiener.

Die französische Muse ist willkommen. — Nro. 5. Demosthenes, ambulirender Professor der Deklamation.

Protektor.

Eh bien! Man rezitire eine Passage aus einer Tragoedie française.

Deklamator.

Auch **meine** Muse, Herr! spricht deutsch allein.

Protektor.

Alles aux Patagons!

Kammerdiener.

Dieselben möchten Ihr Glück bei den Patagoniern suchen. — Enfin Monsieur Charlemagne, Professeur de la Ventriloquence.

Protektor (seine Arme ausbreitend.)

Ah Monsieur Charlemagne! — je vous salue de tout mon coeur. — Eh bien suivés mes amis!

(Der Bauchredner und der Tänzer folgen dem Protektor triumphirend in seine Gemächer; die deutschen Musen bleiben niedergeschlagen im Vorzimmer zurück.)

Kammerdiener.

Das hätte ich euch vorhersagen wollen, ihr Herren! — Ihr seht selbst: die französische Muse macht bei uns zu Lande mehr Glück mit dem Unterleibe als die deutsche mit dem Oberleibe. — Viel Glück auf den Weg! Lernt französisch und dann meldet euch wieder.

Schauspieler, Dichter und Sänger.

Laßt uns Bauchredner werden!

(ab.)

Was ist ein geborner Edelmann?

(Seltsame Begriffe eines Uranusbürgers vom Erbadel.)

Uranides und Olympikus.

Uranides.

Fünf Sommer sind nun vorüber, mein Freund! seitdem ich durch eine Sternschnuppe von meiner Heimat, dem Planeten Uranus, hinweggerissen, und auf diesen Weltkörper geschleudert wurde. Natürlich sind mir viele Dinge hier vorgekommen, die einem Uraniden höchlich befremden müssen. Unter andern höre ich so viel von Adel und Edelleuten, besonders von Erbadel und gebornen Edelleuten sprechen, daß ich mir die Freiheit

nehme, Dich, mein Lieber! der du, wie ich höre, selbst ein solcher bist, um Auskunft darüber zu bitten. Sage mir gütig: was ist eigentlich ein geborner Edelmann?

Olympikus.

Da will ich dir dienen. Ein geborner Edelmann, mein guter Freund! ist eigentlich ein Mensch, welcher — — hm! hm! —

Uranides.

Daß ihr Menschen seyd, wie die andern gabelförmigen Geschöpfe, welche sich auf diesem Planeten herumtummeln, das sehe ich selbst. Aber wodurch unterscheidet ihr euch von andern Menschen? — Nimm dir Zeit, um der Sache recht auf den Grund zu kommen.

Olympikus.

Du mußt wissen: wir sind eine ganz vorzügliche und auserwählte Menschenclasse.

Uranides.

Das habe ich mir mit meinem schwachen Verstande ungefähr auch zusammengesetzt,

weil ich wohl merke, daß ihr euch großer Vorzüge bewußt seyd. Aber worin bestehen eigentlich diese Vorzüge? Seyd ihr etwa vollkommner organisirt, als die andern Wesen?

Olympikus.

Auf Ehre! — wir sind bei weitem edlere Geschöpfe.

Uranides.

So so! — Aber was macht euch eigentlich dazu? Vermuthlich seyd ihr mit besondern Naturgaben ausgestattet, weil ihr euch hochwohlgeborne Herren nennt. Wie? — Zwar, daß ihr nicht größer, schöner und edler gestaltet seyd, als eure Nebenmenschen, das sehe ich wohl. Vielleicht aber übertrefft ihr sie an Stärke und Gewandheit des Körpers?

Olympikus.

Das nun wohl eben nicht. Im Gegentheil: was die Körperkraft betrifft, die

möchte bei den arbeitenden Classen vielleicht mehr zu Hause seyn, als bei Uns.

Uranides.

Wirklich? Dann leidet ihr vielleicht weniger an menschlichen Gebrechen, wißt weniger von Krankheit, Ermattung, Hunger und Durst?

Olympikus.

Keineswegés. Diese übel greifen uns im Gegentheil mehr an, als die unedle Menschenclasse, die eben deshalb robuster und abgehärteter ist, als Wir.

Uranides.

Oder erfreut ihr euch vielleicht einer längeren Lebensdauer? Seyd ihr etwa ja ein unsterbliches Geschlecht?

Olympikus.

Mit nichten. Vielmehr rühmen wir uns einer feinern und zartern Organisation, welche, bei den Irdischen wenigstens, ein Sympton früherer Hinfälligkeit ist.

Uranides.

Nun so muß ich dir aufrichtig gestehen, daß ich mit meinen ziemlich gesunden fünf Sinnen nicht entdecken kann, worin eigentlich eure angebornen Vorzüge bestehen. Aber vielleicht sind es verborgene. Hättest du wohl die Güte, mein Freund! dich mir zu Liebe ein wenig zu entkleiden?

Olympikus.

Pah! wozu das?

Uranides.

Damit ich sehe, ob du vielleicht mit goldnen Schenkeln, alabasternen Rücken oder andern verborgenen Auszeichnungen versehen bist.

Olympikus.

Narr! wir sind durchweg von Fleisch und Bein wie andre Menschenkinder.

Uranides.

Auch das? — So erlaube gütig!

(Er zieht ein Mikroskop aus seiner Tasche, und betrachtet ihn ganz nahe.)

Olympikus.

Warum betrachtest du mich wie ein Insekt?

Uranides.

Vielleicht entdecke ich durch dieses Vergrößerungsglas den Unterschied zwischen dir und der unedlen Menschenclasse.

Olympikus.

Thor! auch so wirst du keinen Unterschied finden, als etwa eine zartere Haut, empfindlicher gegen Kälte und Verletzungen.

Uranides.

Ei! — aber du selbst giebst ja zu, daß Zartheit und Empfindlichkeit der Gebrechlichkeit Schwestern sind. Und dennoch rechnest du sie zu deinen Vorzügen? — Halt! Noch Eins! — Ohne Zweifel seyd ihr mit feineren Organen ausgerüstet; seht und hört vielleicht schärfer, riecht vielleicht meilenweit. — Habe doch die Güte: schaue einmal in meinen Magen hinein, und sage mir, was ich so eben gegessen habe.

Olympikus.

Auch das vermag ich nicht.

Uranides.

Auch das nicht? Nun zum Henker! Dann weiß ich doch schlechterdings nicht — — Aber da fällt mir etwas bei. O ich Dummkopf! wo hatte ich denn meinen Verstand? Jetzt habe ich's heraus, mein Freund! Was gilts? Die Natur hat euch in Hinsicht der Geistesfähigkeiten vor allen andern begünstigt. Ihr habt einen schnelleren, schärferen, durchdringendern und umfassendern Verstand; kurz ihr seyd klüger, kenntnißreicher und weiser als die gemeine Menschenclasse.

Olympikus.

Hm! — wie meinst du?

Uranides.

Ich verstehe dich. Du willst aus Bescheidenheit nicht ja sagen. — Nun gottlob! weiß ich endlich, woran ich bin. Ohne Zweifel sind also die Gesetzgeber, die Rich-

ter, die Philosophen, die Dichter und Künstler auf diesem Planeten lauter geborne Edelleute. — Habe ich recht? Ist es nicht so?

Olympikus.

Auch darin betrügst du dich. — Die größere Zahl derselben besteht vielmehr aus Nichtedelleuten.

Uranides.

Ist's möglich? — Nun dann bekenne ich meine Kurzsichtigkeit. — Und dennoch muß es etwas Großes seyn, was ihr vor euren Nebenmenschen voraus habt, weil so viele von euch die Nasen ungleich höher tragen, mit Stolz und Verachtung auf sie herabschauen, und, wie es scheint, sie für Wesen halten, welche nur da sind, um für sie zu arbeiten und ihrem Genusse zu dienen. Ich bitte dich: reiße mich endlich aus dieser quälenden Unwissenheit! Sage mir: was ist eigentlich ein geborner Edelmann?

Olympikus.

Ein geborner Edelmann ist ein Mensch, welcher besondere Vorzüge und Vorrechte genießt, weil er besondere Verdienste um den Staat hat, angeborne Verdienste.

Uranides.

Ah! nun geht mir plötzlich ein Licht auf. Also wegen besonderer und zwar angeborner Verdienste. — Allen Respekt! — Aber wie verstehe ich das? Was sind das für besondere Verdienste, die euch Herren angeboren sind? Habt ihr euch vielleicht schon vor eurer Geburt durch Tapferkeit, durch wohlthätige Werke, durch wichtige Erfindungen, durch edle Handlungen ausgezeichnet? — Wie? — Habt ihr etwa schon als Küchlein im Ei geharnischte Männer aus dem Sattel gehoben, Festungen erstürmt, Schlachtdispositionen entworfen und ausgeführt, Gesetze gegeben, im Rathe präsidirt? —

Olympikus.

Unsinniger! Wenn ich von angebornen Verdiensten spreche, so verstehe ich darunter solche, welche wir von unsern Vorfahren erbten.

Uranides.

Ererbte Verdienste! — Höre einmal, guter Freund! das sieht mir fast einem runden Viereck ähnlich. Wie kann ich Verdienste erben? Wie können die Thaten meiner Vorfahren die meinigen werden? Wie kann der noch ungeborne Enkel Antheil haben an der Ehre dieser Thaten, bei deren Vollführung noch gar nicht an ihn gedacht wurde?

Olympikus.

Das nun wohl freilich so eigentlich nicht.

Uranides.

Das nun wohl freilich so eigentlich nicht? — Nun dann meinst du vielleicht den Heldensinn, die Tugend und Geistesstärke, woraus die Verdienste eurer Ahnherrn ent-

sproßten. — Wie? Also die werden hier zu Lande wie Gold und Silber vererbt? Oder etwa wie eine Adlernase von Enkel zu Enkel fortgepflanzt? — Ja? — Verzeihe! das wußte ich nicht. Dann seyd ihr hier ohne Zweifel von ganz anderer Mischung als wir Uranusbürger. — Die Tugend und Geisteskraft gehen also durch den Akt der Zeugung auf den Nachfolger über, und ihr Erbedelleute seyd folglich lauter geborne Tugendhelden und Starkgeister. — Das freilich habe ich nicht bedacht. — Aber nimm mir's nicht übel! so weit meine Beobachtungen reichen, scheint mir das doch nicht so ganz der Fall zu seyn.

Olympikus.

Auf Ehre! Ihr Uranusbürger begreift etwas schwer. Wenn ich von angeerbten Verdiensten spreche, so meine ich damit eigentlich den Lohn der Verdienste, das heißt die Auszeichnung, die Ehre, die Vorzüge und Vorrechte, welche der Adel genießt.

Diese aber lassen sich allerdings auf die Nachkommen vererben.

Uranides.

Oho! — Ja, das giebt der Sache schon ein anderes Ansehen. Aber verzeihe, mein Guter! Indem du das sagst, lässest du den Adel mit Einemmal himmelhoch von der Stufe herabfallen, auf welche du ihn anfänglich gestellt hattest. Denn nach dieser Voraussetzung kann ja der Erbedelmann ein ganz erbärmliches und verdienstloses Subjekt seyn, und dennoch Vorrechte und Auszeichnungen genießen, die eigentlich dem selbsterworbenen Verdienste gebühren.

Olympikus.

Dergleichen Fälle sind allerdings nicht ganz selten. Aber das schadet der Ehrwürdigkeit des Adelsinstituts noch nicht. Es ist ja so menschlich und natürlich, den Lohn des Verdienstes auf Kinder und Kindeskinder zu übertragen. Man verewigt dadurch einen gefeierten Namen, und indem man, ver-

möge einer kühnen Fiktion, dasjenige, was der Ahnherr that, so ansieht, als ob es von dem Enkel geschehen wäre, knüpft man das Gedächtniß seiner Thaten an die Gegenwart, und errichtet ihm das schönste und lebendigste Denkmal.

Uranides.

Schön! recht schön und rührend! — Und wenn anders die Nachkommen sich bestreben, dieses Denkmal nicht zu besudeln, sogar recht ehrwürdig und vernünftig. — Aber nun sage mir gütig: was sind das für große Dinge, welche eure Ahnherrn zu Stande brachten? Vermuthlich waren sie alle große Helden, Drachen- und Riesenbezwinger, oder weise Staatsmänner und preiswürdige Patrioten, oder sie erwarben sich sonst um das Vaterland und die Menschheit ein ausgezeichnetes Verdienst.

Olympikus.

Das gilt nun wohl, unter Uns gesagt! eben nicht von allen. Vielmehr weiß man

von vielen theils gar nicht, wodurch sie den Adel erwarben, und muß sich mit der blossen Vermuthung begnügen, von andern aber ist es bekannt genug, daß sie ihn nicht sowohl edlen Thaten als edlen Metallen, und wieder von andern, daß sie ihn der Heldentugend danken, welche sie einst als wackre Handhaber des Faustrechts übten.

Uranides.

Nun in dieser Heldentugend scheinen ihre Nachkommen ihnen hie und da würdig nachzueifern.

Olympikus.

Leider hat man ihr in den neuern spießbürgerlichen Zeiten bedeutende Schranken gesetzt.

Uranides.

Gleichwohl muß ich dir darin beipflichten, daß der Adel ein sehr ehrwürdiges Institut ist, wenn er anders seinem schönen Berufe, ein Vorbild der andern Stände zu seyn,

im Allgemeinen entspricht. — Und das leidet doch hoffentlich keinen Zweifel?

Olympikus.

Gewiß nicht. Der Adel steht ja dem Throne am nächsten. Was bedarf es mehr, um seine Vortrefflichkeit zu beweisen?

Uranides.

Und bist du überzeugt, daß er diesen Vorrang ausgezeichneten Verdiensten, das heißt nicht ererbten, sondern selbsterworbenen dankt?

Olympikus.

Muß doch wohl so seyn. Betrachte doch nur die Zeichen der Ehre, die den Adel mehr als andere Stände zieren.

Uranides.

Orden und Ehrenzeichen sind etwas trügliche Gradmesser des Verdienstes: das wirst du selbst zugeben, wenn du dir die Mühe nimmst, genauer nach dem Wie und Warum zu forschen. — Sprich aufrichtig: glaubst du, daß der Adel in den jetzigen thatenrei-

chen Zeiten mehr für Vaterland und Thron gethan hat, als die andern Stände?

Olympikus.

Lies doch nur die neuesten Schutz- und Trutzschriften für den Adel.

Uranides.

Andre Beweise hast du nicht?

Olympikus (entrüstet.)

Was Beweise! — Unsre Beweise sind unsre Wappen, Stammbäume und Pergamente, wo diese aber nicht zureichen, unser gutes Schwert.

Uranides.

Sehr zureichende Beweise! in der That! Doch was das gute Schwert betrifft, mein Freund! so möchte ich dir den wohlgemeinten Rath geben, auf die Beweiskraft desselben nicht mehr gar zu fest zu bauen, weil, wie ich höre, die gemeine Menschenclasse bereits den Gegenbeweis damit recht gut zu führen versteht. Auch leben wir ja, wie

behauptet wird, nicht mehr in den Zeiten des Faustrechts.

Olympikus.

Nur Geduld! sie werden schon wiederkehren. Man arbeitet jetzt eifrig daran. Und eher wird auch nichts Gescheites. Dem Grobzeuge schwillt jetzt gar zu sehr der Kamm.

Uranides.

Du hast recht. — Jetzt aber, mein Freund! erlaube, daß auch Ich dir eine Definition eines Erbedelmannes gebe, wie ich sie mir aus deinen Angaben ungefähr abstrahirt habe.

Olympikus.

Laß einmal hören!

Uranides.

Wie sich von selbst versteht, habe ich dabei nur die sogenannten Ultra's im Sinne, welche jetzt in allen Theilen der civilisirten Welt mehr oder weniger ihren Spuk treiben, und wie Gespenster der Nacht ihre letzten

ohnmächtigen Anstrengungen gegen das helle Licht des Tages vereinigen; nicht aber diejenigen Edelleute, welche mit der Zeit fortgeschritten sind, den Forderungen derselben nachgeben, und mit jener unheiligen Allianz nichts zu thun haben, sich vielmehr — horribile dictu! — mehr an die unedle Menschenclasse anschließen. — Ein Ultra oder Erbedelmann in deinem Sinne also ist ein zweibeiniges Geschöpf, Mensch genannt, welches sich einbildet, eine ganz vorzügliche, über alle andre, eben so wohlgeborne, aber nicht eben so hochwohlgeborne Geschöpfe erhabene Creatur zu seyn; in dieser Einbildung mit verachtendem Stolze auf sie herabsieht, große Ansprüche an den Staat und seine Mitbürger macht, große Vorrechte, Auszeichnungen und Exemtionen verlangt und genießt, alles das aber bloß aus dem Grunde, weil er von Vorfahren abstammt, die wegen ihrer erweislichen oder unerweislichen Verdienste vor

andern ausgezeichnet wurden. — Wie gefällt dir diese Definition?

Olympikus.

Sie beweiset, daß kein Tropfen adliges Blut in deinen Adern rinnt.

Uranides.

Leider! leider! — es sind so die Ansichten eines Mannes, der mit seinem gemeinen bürgerlichen Verstande über den Erbadel urtheilt, und ihn im Verhältniß zu der jetzigen Welt ungefähr für das hält, was die Windeln einem Erwachsenen sind. Nehmt mir's nicht übel, ihr Herren! euer ganzes feudalistisches Geschrei von Adelsprivilegien rc. kommt mir fast vor wie das heisere Gekrächz eines Uhus, welcher aus dem verfallenen Gemäuer eines gothischen Thurmes, dem Sonnenlichte zum Hohn, die Schatten der Nacht zurückzurufen strebt. Zum Glück achtet die Sonne nicht darauf.

Störche, Schwalben und Heuerleute.

Fittig und Scholle.

Fittig.

Sage mir doch, mein lieber Scholle! du sprichst so viel von Heuerleuten: was verstehst du eigentlich darunter?

Scholle.

Heuerleute sind solche Leute, die kein Grundeigenthum und daher keine bleibende Stelle haben, sondern wie Störche, Schwalben und andere Zugvögel unstät herumschweifen, und ihr Nest bald hier, bald dort anhängen.

Fittig.

Verzeihe, mein Guter! Dann sind wir Erdenwürmer eigentlich wohl ohne Ausnahme

nichts anders als Heuerleute. Denn wer darf sich rühmen, so lange er lebt, eine bleibende Stelle auf diesem Planeten zu besitzen? Erst, wenn wir in die Erde eingescharret sind, hören wir auf, Heuerleute zu seyn, und erfreuen uns eines domicilii fixi.

Scholle.

Du machst wie gewöhnlich einen Spaß aus ernsthaften Sachen. Der Unterschied zwischen Heuerleuten und Grundeignern liegt tief, und ist überaus folgenreich. Der Grundeigenthümer hat schon vermöge dieses Verhältnisses eine unwandelbare Liebe zu dem Grund und Boden, worauf er sitzt; er ist mit Leib und Seele an ihn angewurzelt, verläßt ihn nicht ohne die dringendste Noth, und vertheidigt ihn nöthigenfalls mit seinem Blute, kurz: die wahre Vaterlandsliebe ist nur bei dem Grundeigenthümer, während der Heuermann sein Nest bei dem ersten besten politischen Windstoß abbricht

und verläßt, um sich als echter Cosmopolit und vagabundirender Weltbürger anderswo anzusiedeln. Sein Wahlspruch ist: ubi bene, ibi patria, des Grundeigenthümers Wahlspruch hingegen: ubi patria, ibi bene!

Fittig.

Was man doch alles erfährt! — Die wahre Vaterlandsliebe entsprießt also eigentlich aus der Erdscholle, oder aus dem Miste, worauf man als fester und grundverbriefter Eigenthümer haftet, und wenn wir Heuerleute den cosmopolitischen Zugvögeln gleichen, so gleicht Ihr Grundeigenthümer nach deiner Ansicht — sit venia verbo! — jenem wiederkäuenden, immobilen Grundbesitzer, welcher von der Gleba, worauf er ausgestreckt liegt, nur cum fustibus vertrieben werden kann. Nimm mir's nicht übel: aber es will mich bedünken, daß der Patriotismus dennoch einen tieferen Grund habe, als der Grund und Boden, worauf wir grasen. Denn eben diese große Anhänglichkeit an

denselben ist nicht selten die Ursache, warum der Gutsherr, als ein wahrer glebae adscriptus, Alles über sich ergehen läßt, wenn er nur auf seiner Erdscholle sitzen bleiben kann, und wie der Bauer in Schillers Jungfrau sich mit dem Gemeinsprüchlein beruhigt: „Unser König ist, wer sich die Krone aufsetzt zu Rheims ꝛc. Exempla sunt odiosa. — Die wahre Vaterlandsliebe, mein Guter! scheint mir weder aus Lehm-, Thon- oder Sandboden, noch aus Torf- und Moorgrunde, sondern vielmehr aus einem moralischen Fundus zu entsprießen, nämlich aus der innern Überzeugung von den Vorzügen einer freien Verfassung, die unsre heiligsten Rechte sichert, eines Fürsten und eines Volkes, die stets bereit sind, sich für einander aufzuopfern; in dieser Voraussetzung aber scheint es mir ziemlich gleichgültig, ob wir Heuerleute oder Grundeigenthümer sind.

Scholle.

Daß ich dein seichtes Räsonnement einer

Widerlegung würdigte! Es ist von jeher viel unvernünftige Rednerei über diesen Gegenstand geführt worden. Lies, was Ich zum Lobe des physiokratischen Systems gesagt habe, und du wirst Belehrung daraus schöpfen. Meine Argumente gehen allein durch die Mitte.

Fittig.

O du vornehmer Herr! der du mit deinen Argumenten stets durch die Mitte gehst, und aus dem Born der Staatsweisheit allein geschöpft hast: verzeihe uns armen grund- und bodenlosen Heuerleuten, wenn wir uns herausnehmen, auch einmal eine Meinung zu haben. Es kam mir nur etwas seltsam vor, daß Männer wie Blücher, Gneisenau, Scharrnhorst rc., bloß weil sie Heuerleute sind*), in Hinsicht des Patriotismus irgend

*) Jetzt sind ihre Verdienste mit Grundeigenthum belohnt. — Auch Scharrnhorst hat sich ein Grundeigenthum errungen.

Anmerkung des Setzers.

einem dummköpfigen Landjunker hintenangestellt werden sollen, der auf seinem angestammten Düngerhaufen halb verbiestert ist. Noch weniger will es mir zu Kopfe, daß dieser vorzugsweise in deine gesetzgebende Kammer aufgenommen, jene aber davon ausgeschlossen seyn sollen. — Vale!

Was ist das Weib?

oder:

Die Hypothese von den schwarz-weißen Engeln.

Damon und Pythias.

Damon.

Seh ich recht? — Ja er ist's! — Sage mir in aller Welt, mein Pythias! wie kommt es doch, daß wir hier in dieser öden, menschenleeren Gegend zusammentreffen? — Es scheint, als jagen wir beide einem Gedankenhasen nach, der uns bis hieher gelockt hat.

Pythias.

Ja wohl, mein Freund! — Schon seit Tagesanbruch verfolge ich ihn mit allen Spürhunden meines Verstandes: aber ich verzweifle fast, ihn einzuholen, und laufe Gefahr, Hasen und Hunde darüber zu verlieren. Mit andern Worten: ich fürchte, den Verstand zu verlieren, wenn ich länger über meinen Gegenstand nachdenke.

Damon.

Ei der Tausend! Was kann denn das seyn? Etwa ein verwickelter algebraischer Knoten?

Pythias.

Ein Knoten! — ja wohl ein Knoten! aber weit verwickelter als irgend ein algebraischer oder diplomatischer. Drei kleine Worte sind's, die mir so fürchterliches Kopfbrechen verursachen: was ist das Weib?

Damon.

Pfeift der Wind aus dem Winkel? Ja da hast du wohl recht: das ist sogar mehr als ein gordischer Knoten.

Pythias.

Sey so gut, ihn mir zu lösen!

Damon.

„Was ist Gott?“ — fragte man jenen griechischen Philosophen. Er bat sich Bedenkzeit aus, und dann wieder Bedenkzeit, und dann wieder. Endlich aber expektorirte er sich ungefähr wie der deutsche Bundestag.

Pythias.

Das wäre!

Damon.

„Je länger ich darüber nachdenke, desto dunkler wird mir dieser Gegenstand.“

Pythias.

Aber ein Weib ist doch lange noch keine Gottheit.

Damon.

Viel wird schwerlich daran fehlen. Wenigstens beeifern sich ja unsre Dichter, sie uns als Halbgötter zu schildern.

Pythias.

Zudem: die Gottheit sieht man nicht, sondern erkennt sie nur aus ihren Wirkungen. Diese liebenswürdigen Halbgötter aber wandeln nicht allein häufig genug in leiblicher Gestalt vor unsern Augen vorüber, —

Damon (einfallend.)

sondern man erkennt sie auch fühlbar genug aus ihren Wirkungen. — Ach ja leider!

Pythias.

Du sagst das mit einem so herzbrechenden Seufzer, daß ich es schier auf die Nägelmale beziehen möchte, welche auf deiner Nase prangen.

Damon.

Infandum regina! jubes renovare dolorem.

Pythias.

Aber ernsthaft von der Sache zu sprechen: Du bist im Besitze eines solchen Halbgottes, und hast überdies mehr Gelegenheit als Ich gehabt, Beobachtungen über dieses reizende Geschlecht anzustellen. Ich bitte dich daher: theile mir aus dem reichen Schatzkästlein deiner Erfahrung nur einen einzigen Schilling mit. — Sage mir: was ist das Weib?

Damon.

Mein Freund! Beschiffe du das Meer dein ganzes Leben lang! leide zehnmal hintereinander Schiffbruch, wirf hundertmal dein Senkblei aus, um die Abgründe zu sondiren, fertige die genauesten Seecharten mit allen Untiefen, Sandbänken, Klippen, Strudeln und Strömungen: doch wirst du immer nicht recht wissen, was das Meer ist, doch wirst du nie vor der Gefahr geborgen seyn, mit deinem Schifflein an einer neuen Scylla zu scheitern, in eine unbekannte Charybdis zu versinken.

Pythias.

Nu nu! fast könntest du mir bange machen. Ein Weib ist ja noch lange kein Meer.

Damon.

Noch ein wenig mehr, fürchte ich. Sieh mich einmal an! — ich bin nun bereits seit einem Vierteljahrhundert Ehemann, und darf sagen, ein ziemlich erfahrner und rutinirter. Aber meine kleine Frau ist eine wahre Sphynx, die mir täglich neue Räthsel aufgiebt, welche zu lösen ich nicht Ödip genug bin, ohne gerade dupe zu seyn; eine wahre Pandora-Büchse, aus welcher täglich neue Engelchen und Teufelchen herausflattern, um mich Ärmsten bald zu liebkosen und zu küssen, bald zu foltern und zu quälen. — Und so bin ich denn endlich auf eine Hypothese von dem Weibe gekommen, welche meinem beschränkten Verstande genügt, und mich in den Stand setzt, die dunkelsten Stellen dieser Apokalyse nach meinem Hausbedarf zu erklären, und dieses liebenswürdigste zugleich

und ärgste aller übel mit leidlicher Seelenruhe zu ertragen. Ich sage: auf eine Hypothese. Denn bei unbegreiflichen Dingen muß man sich schon mit Erklärungen zufrieden stellen, die auf Gründen der Wahrscheinlichkeit beruhen, und zu welchen die Poesie ihren Beitrag geliefert hat.

Pythias.

Du spannst meine Wißbegierde aufs Höchste.

Damon.

Als der große Urheber der Dinge den Mann erschaffen hatte, da dachte er: dieses Geschöpf kann nicht für sich selbst bestehen. Schon zur Fortpflanzung desselben ist ein zweites gleichartiges Wesen nöthig. Aber nicht zur Fortpflanzung allein, denn dieser Zweck könnte eben so gut durch ein bloß organisches, mechanisches, aber vernunftloses Geschöpf erreicht werden, sondern auch zu höheren Zwecken. Es muß ihm ein Wesen beigesellet werden, welches zugleich Sporn

und Zügel für den Herrn der Schöpfung sey, Zügel, um seine angeborne Wildheit und Rauhigkeit zu mildern, damit er nicht in einen reißenden Wolf ausarte, Sporn aber, damit er mir nicht zum Lamme werde. Denn das soll er eben so wenig, vielmehr sey Kampf und Krieg sein eigentliches Element, daß seine Leidenschaften nicht einschlafen, sein Gemüth gestählt und zu seiner höheren Bestimmung erzogen werde. Das Weib darf daher weder ein reiner Engel noch ein reiner Teufel, es muß vielmehr eine Mischung von weißen und schwarzen Engeln seyn.

Pythias.

Aha! — Schon fängt es an, zu dämmern.

Damon.

Der Schöpfer winkte daher einen der liebenswürdigsten blonden Engelchen vom Himmel herab, zugleich aber ließ er sich vom Luzifer einen der schwärzesten und boshafte-

sten Unholde heraufsenden. Beiden forderte er ihre Seelen ab, und mischte daraus — das Weib.

Pythias.

Nun wahrlich! wenn dein Weibchen dir zu dieser sinnreichen Hypothese den Stoff geliefert hat, so bin ich neugierig auf ihre Bekanntschaft.

Damon.

Soll dir nicht vorenthalten werden. — Aber sey auch darauf gefaßt, daß du bloß die Bekanntschaft des weißen Engels machen wirst, während der schwarze sich hinter der Gardine versteckt. Denn sobald er einen Fremden wittert, beobachtet er ein strenges Inkognito, und nur unter vier Augen kommt er zum Vorschein.

Pythias.

Aber aufrichtig: welcher Engel führt denn eigentlich das Zepter, der schwarze oder der weiße?

Damon.

Das ist in der That schwer zu entscheiden. Jedoch möchte ich bei alledem mehr für den weißen stimmen. Denn wie manchen Wermuthstropfen mir auch der schwarze in den Lebensbecher mischt, so versüßt ihn mir der weiße doch jederzeit. Mit Einem Worte: ich bin mit meinem schwarzweißen Engelchen so fest und innig verwachsen, daß eine gewaltsame Trennung von ihm mein Herz in zwei Stücke zerreißen würde.

Pythias.

Also räthst du mir wohl auch zu einem solchen Bündniß.

Damon.

Was? — Plagt dich der —? — Bald hätte ich mich vergessen. Im Vertrauen gesagt, Freund! — aber ich bitte dich: halte reinen Mund! Siehst du, ich habe in dieser Angelegenheit eine öffentliche oder offizielle, und eine geheime oder Privatmeinung. — Wisse also: könnte ich von meinem schwar=

zen Engel loskommen, ohne fürchten zu müssen, daß er mir die Augen auskratze: — so — ließe ich allenfalls auch den weißen fahren.

Pythias.

Du magst sagen, was du willst: der Schöpfer hat gleichwohl recht gut daran gethan, daß er uns diese schwarzweißen Engelchen zu Lebensgefährten beigesellet hat. Denn sie sind es doch hauptsächlich, welche dem Leben Reiz geben, und ohne sie würden wir vor Langeweile umkommen.

Damon.

Je nun! ich wollte es wohl so ein Weilchen mit ansehen, ohne mich über Langeweile zu beklagen.

Pythias.

Aber weißt du wohl, was ich an deiner Hypothese tadle?

Damon.

Unter Uns! Ich gebe gern die ganze Hypothese auf, wenn ich nur die Sache selbst

aufgeben dürfte. Doch sprich! was mißfällt dir daran?

Pythias.

Daß du es als so ausgemacht annimmst, das Weib sey bloß des Mannes wegen da, und ihm gleichsam als Nebensache beigesellet. Ist es nicht ein höchst lächerlicher Dünkel, wenn ihr Männer euch als die eigentlichen Meisterwerke der Schöpfung betrachtet, die Weiber aber als bloße Anhängsel oder Spielpuppen? — Wer sagt auch denn, daß das Weib nicht seiner selbst wegen erschaffen sey? Wahrlich! wenn ich bedenke, wie diese schwarzweißen Engel den Mann durch den allmächtigen Zauber ihrer weiblichen Reize und ihres, die geheimsten Falten des männlichen Herzens durchdringenden Verstandes beherrschen, dann zweifle ich keinesweges, daß wir Männer eigentlich Ihretwegen erschaffen, daß Sie die wahren Herren der Schöpfung, wir Männer aber ihnen bloß als Puppen oder Spielwerk in die Hände gegeben sind.

Damon.

Denen sie oft ärger mitspielen, als die Kinder ihren Püppchen. — O mein Pythias! ich habe ja gegen deine Meinung durchaus nichts einzuwenden, im Gegentheil stimme ich ihr mit voller herzinniger Überzeugung bei.

Pythias.

Ich möchte daher wohl fragen: was ist denn eigentlich der Mann?

Damon.

Du lieber Himmel! das ist ja eben meine Rede. Was ist er anders als ein erbärmlicher Sklave, der sich für das Weib abquält und abmartert, für das Weib kämpft und den Hals wagt, für das Weib seine Vernunft unterdrückt, und sich dennoch einbildet, er sey des Weibes Herr?

Pythias.

Während das Weib ihn in diesem seltsamen Wahne bestärkt, und ihn am Narrenseile gängelt.

Damon.

So verhält sich's im Kleinen wie im Großen, wenn wir uns anders die Mühe nehmen wollen, in das geheime Getriebe der Staaten einzudringen. — In der That! es müßte höchst lehrreich und unterhaltend seyn, eine Geschichte der geheimen weiblichen Dynastien von Adam bis auf unsre Zeiten zu schreiben, und zu zeigen, wie eigentlich das Schicksal der Staaten von dem Pantoffel gelenkt wurde. Da würde z. B. statt Ludwigs XV. der Name Pompadour in der Folgereihe der französischen Herrscher prangen, und so weiter, und so weiter.

Pythias.

Ich glaube daher, daß der biblische Ausspruch: „und er soll dein Herr seyn!" eigentlich nichts weiter, als eine feine Ironie war.

Damon.

Ohne Bedenken. — Und schon am ersten Tage meines Ehestandes war ich von dieser

Ironie so tief durchdrungen, daß ich es jetzt als eine entsetzliche Felonie betrachten würde, meinem Weibchen das Zepter streitig machen zu wollen. Brechen wir also dieses Gespräch lieber sogleich ab, denn es giebt keinen ärgern Hochverrath, als über die Macht des Weibes zu spötteln.

Die zerstreuete Frau.

Cajus und Sempronius.

Cajus.

Glück zu, mein Freund! Auch Du hast dich, wie ich höre, zum alleinseligmachenden Glauben des Ehestandes bekehret.

Sempronius.

Ja, mein Freund! Seit 14 Tagen bin ich einer der glücklichsten Sterblichen, welche Hymens Rosenketten tragen.

Cajus.

Gratulire. — Also verträgst du dich gut mit deinem Weibchen?

Sempronius.

O gewiß. — Nur eine Kleinigkeit habe ich an meiner lieben Hälfte auszusetzen.

Cajus.

Darf man wissen?

Sempronius.

Warum nicht? — Sie ist etwas zerstreut.

Cajus.

Ei!

Sempronius.

Gestern ist mir ein Licht darüber aufgegangen. — Stelle dir vor! aus lauter Zerstreuung verwechselt sie die Thüren, und geräth in das Schlafzimmer meines Comtoirdieners, einen Stock höher. — Wäre ich nicht dazugekommen, beim Himmel —! es hätte ein Unglück geschehen können.

Cajus.

So! — Ei nun erkläre ich mir erst, warum sie sich vor der Verheirathung mit

dir auch einmal in m e i n Schlafzimmer verirrt hat.

Sempronius.

Hat sie das? — Ich sage dir: Zerstreuung! nichts als Zerstreuung, mein Freund! Im übrigen bin ich einer der glücklichsten Ehemänner unter der Sonne.

Der

Der Alterthumsfreund.

Nuper und Olim.

Olim.

Wünsche mir Glück, Freund! ich habe einen wichtigen, höchst wichtigen Fund gemacht.

Nuper.

Vielleicht einen Schatz gehoben?

Olim.

Etwas Ähnliches allerdings! — Denke dir: gestern lasse ich ein altes Gemäuer in meinem Garten wegräumen, und was findet sich in dem Schutt? eine altrömische, wenigstens zehn Loth schwere Kupfermünze.

Nuper.

Ei der Tausend! — Zwar Gold wäre besser gewesen; doch laß einmal sehen! ich

verstehe mich ja auch ein klein wenig auf alte Münzen.

Olim.

Da siehe selbst! Alles deutet auf ein graues Alterthum. In diesem lorbeergekrönten Kopfe mit dem umgekehrten römischen Buchstaben V glaube ich einen Vespasianus zu erkennen.

Nuper.

Vespasiasinus! Höre, mein Guter! sollte das nicht ein A seyn, und soviel wie Asinus bedeuten? Denn wenn ich diesen Kopf nicht durch eine angelaufene antiquarische Brille betrachte, so scheint er mir einem Eselskopfe ähnlicher zu sehen, als einem römischen Imperator-Kopfe.

Olim.

Du bist nicht gescheut. — Und dann vollends diese Umschrift, von welcher der Zahn der Zeit leider schon einige Buchstaben weggenagt hat. Doch das hindert nicht, noch jetzt deutlich genug die lateinischen Wörter:

O DUDUM. MERE. SEL! heraus zu lesen, die freilich keinen rechten Sinn geben, aber doch für sich betrachtet lateinische Wörter sind.

Ruper.

Keinen Sinn? Doch! doch! — sie geben einen recht guten. — Hahaha! — mein wackrer Alterthümler! da hat dir dein antiquarischer Eifer einmal wieder einen garstigen Streich gespielt. Habe die Güte, und lies diese Wörter einmal recht unbefangen.

Olim.

Nun? Ich wüßte doch nicht.

Ruper.

Abstrahire einmal von den Römern, und lies sie als Deutscher.

Olim.

Pah! das giebt keinen Sinn.

Ruper.

O einen vortrefflichen! — Soll ich dir —? Aber du mußt mir erst versprechen, daß du mir nicht gram werden willst.

Olim.

Nur her damit!

Nuper.

Beliebe die Sylben nur anders abzutheilen, als sie dastehen, dann kommst du vielleicht auf die Spur.

Olim (liest.)

„O du dummer —" — Pfui! — Hahaha! — Aber der Augenschein lehrt doch —

Nuper.

Daß es eine altrömische Münze mit einer derben deutschen Lektion ist. Irgend ein spaßhafter Vorfahr hat dem antiquarischen Enkel vielleicht eine heilsame Lehre geben wollen. — Laß sie dir nicht umsonst gegeben seyn, dann hast du offenbar einen guten Fund an dieser Münze gemacht.

Jeder Einzelne = 1 + 10;
Alle zusammen = 0 — 0.

Oleander und Coriander.

Oleander.

Aber darf das Vaterland nicht alles mögliche Heil erwarten von einer Versammlung, welche aus so gelehrten, geistvollen und patriotischen Männern besteht?

Coriander.

Wer zweifelt? — O habe doch einmal die Güte, mein Freund! mir diese Stelle aus Göthe's Faust vorzulesen.

Oleander.

„Es erben sich Gesetz und Rechte
„Wie eine ew'ge Krankheit fort,
„Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte,
„Und rücken sacht von Ort zu Ort;
„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
„Weh dir, daß du ein Enkel bist! —
„Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
„Von dem ist leider! nie die Rede —

Coriander.

Nicht wahr, es kommt ein ganz guter Sinn heraus, wenn man diese Stelle so von vorn nach hinten lieset?

Oleander.

Das will ich meinen.

Coriander.

Aber nun habe die Güte, und lies sie einmal von hinten nach vorn.

Oleander.

Possen! da kommt ja Unsinn heraus.

Coriander.

So? — Nun so versuchen wir's einmal auf eine andre Art! — Lies die Anfangswörter jeder Zeile hintereinander, oder überspringe immer eins, zwei oder drei Wörter! Vielleicht giebt das einen Sinn.

Oleander.

„Es — Wie — Sie — Und — Vernunft —" Auch das giebt keinen Verstand.

Coriander.

Siehst du, mein Freund! so viel kommt darauf an, daß jedes Wort an seiner rechten Stelle stehe. Der einzelne Mensch ist an sich nichts weiter, als ein Wort, das einen Begriff enthält. Aber auf gut Glück zusammengereihete Wörter geben noch keinen Gedanken. Soll aus der Zusammenstellung derselben ein vernünftiger Sinn herauskommen, so müssen sie zu einander passen. Eben so machen zusammengekleckste Farben noch kein Gemälde, zusammengepfiffene Töne noch keine Harmonie, und zusammengewor-

fene Räthe noch keinen Rath, wenn nicht jedes seine rechte Stelle hat. Ein Schöngeist mag in einer Akademie der schönen Künste an seinem Platze seyn, ein Jurist in der Gerichtsstube, ein Mathematiker in einem geographischen Institut, ein Soldat auf dem Schlachtfelde oder im Kriegsrathe. Nun aber fügt einmal diese Herren zu einem gesetzgebenden Körper zusammen, der aus vorhandenen Materialien ein Staatsgebäude aufführen soll, da werdet ihr bald genug inne werden, was da für ein wunderbares Bauwerk zu Stande kommt, gesetzt nämlich, daß sie sich jemals in einen Bauplan vereinigen sollten. Ein Collegium gleicht nicht selten einem Lexikon, worin die Wörter bloß nach dem Range, den sie im Alphabete haben, aneinandergereihet sind; es ist oft einem bunten Steinhaufen ähnlicher als einer kunstreichen Mosaik, einer farbenbeklecksten Pallette, als einem Gemälde, welches der Pinsel des Meisters schuf.

Oleander.

Gleichwohl erkennt man daraus den schaffenden Pinsel.

Coriander.

Gewiß! aber nicht den Meisterpinsel.

Germania mit dem Ruthenbündel.

Josua und Kaleb.

Josua.

Zeig einmal her! ein recht artig Bildchen! — Aber was seh' ich? Mutter Germania mit einem Ruthenbündel dekorirt? Wie soll ich mir das erklären?

Kaleb.

Offenbar eine Anspielung auf die jetzige Einigkeit der Deutschen. Ehemals lagen die Ruthen zerstreut umher; jetzt sind sie in einen Bündel vereinigt: wer vermag sie zu zerbrechen?

Josua.

Ich verstehe. — Aber das Bändchen scheint mir noch ziemlich lose und dünn.

Ich wünschte, es wäre weder ein Papierstreif, noch ein Zwirnsfaden, sondern ein tüchtiges Ankertau.

Kaleb.

Warum nicht gar eine Kette.

Josua.

Denn jetzt — fürchte ich — läßt sich noch immer eine Ruthe nach der andern mit leichter Mühe herausziehen, und gegen den eigenen Rücken unsrer theuern Frau Mama gebrauchen.

Kaleb.

Warum nicht gar? — Siehst du denn nicht, daß sie das Bündel fest unter dem Arme hält?

Josua.

Aha! — Aber was soll die Ruthe bedeuten, die da hinter ihrem Rücken hervorragt?

Kaleb.

Ein Warnungszeichen für ihre Feinde: „Bleibt mir vom Leibe, oder —!!"

Josua.

Ja so! — Verzeihe! fast hätte ich etwas anderes dabei gedacht.

Kaleb.

Das wäre! — Sprich!

Josua.

Nicht doch! es könnte deinen Patriotismus kränken, und das möchte ich bei Gott nicht.

Kaleb.

Nur heraus mit der Sprache! — ich verspreche dir im voraus Amnestie.

Josua.

Je nun! ich glaubte mein Seel'! sie hätte sich — salva venia! — eine Ruthe auf den Hintern gebunden.

Das Leben: ein Maskenball.

November und Dezember.

Dezember.

Warum weinst du, mein Freund? — Erschwere mir den Abschied nicht durch deine Wehklagen!

November.

Armer Freund! vergebens ringe ich die Hände, vergebens mühe ich mich, deine fliehende Seele aufzuhalten. Du stirbst.

Dezember.

Ich sterbe. — Du lieber Himmel! Was ist denn dabei so Gefährliches und Beweinenswerthes? Beneide mich vielmehr, daß ich endlich so glücklich bin, dem Possenspiele Valet zu sagen.

November.

Dem Possenspiele!

Dezember.

Als ob das Leben etwas anderes wäre! — Warst du je auf einem Maskenball?

November.

Gewiß.

Dezember.

Wie war dir, als du dich bis in die späte Mitternacht in dem bunten lärmenden Gewühl herumgetummelst hattest?

November.

Auf sinnenverwirrende Betäubung folgte Ermüdung, Abspannung, Überdruß, Ekel. Ich sehnte mich herzlich nach Ruhe.

Dezember.

So ungefähr ist mir's. Meinst du denn, daß ein vernünftiger Mann dieses armseligen Gaukelspiels nicht endlich auch einmal müde wird? Meinst du denn, daß man diesem unsinnigen Herumtreiben unter Larven und Fratzen aller Art, die unsre Ohren mit ih-

rem verworrenen Geschwirr betäuben, nicht gern entgeht, und sich nach der Ruhe in jenem dunklen Kämmerlein sehnt, das nur der gedankenlose Pöbel mit der Farbe des Grauens und Entsetzens ausmalt? — Ja, mein Freund! mit wahrem Überdruß wendet man sein Antlitz von dieser Schaubühne der Narrheit und Raserei, sucht noch Einmal seinen Freund aus dem Wirrwarr heraus, drückt ihm scheidend die Hand, und sagt: „Ich gehe schlafen. Gehabe dich wohl, du Guter!“

November.

Gehabe dich wohl!

Dezember.

„Folgst du mir bald?“

November.

Ich folge dir bald.

Dezember.

Gute Nacht denn!

November.

Gute Nacht!

Lob der Franzosen.

Licht und Schatten.

Licht.

Ist es möglich? Du, ein so eingefleischter Franzosenfeind, kannst dieser Nation das Wort reden?

Schatten.

In gewissen Stücken allerdings. Auch an seinen Feinden muß man loben, was zu loben ist, in sofern es uns zum Muster dienen kann. Ich lobe mir z. B. jenen Nationalstolz an den Franzosen, der sogleich aufsprudelt, wenn man sich die Freiheit nimmt, ihre eingebildeten Vorzüge zu bestreiten, ihre unbedingte Vortrefflichkeit zu bezweifeln; jenen Gemeingeist, der sogleich Partei

nimmt, wenn es darauf ankommt, ihre Unabhängigkeit gegen fremde Angriffe zu vertheidigen. Das ist Volksgeist, der uns Deutschen leider! im hohen Grade mangelt.

Licht.

Ich finde vielmehr einen Fanatismus darin, der nur zu leicht in offensiven Übermuth ausartet, und wünsche Uns Glück, daß wir ihn nicht kennen.

Schatten.

Im Gegentheil. Das Zuviel ist hierin dem Zuwenig weit vorzuziehen. — Abstrahiren wir einmal von unsrer politischen Gleichgültigkeit, und reden wir bloß von jener, welche sich im geselligen Leben offenbaret. Wieviel darf sich der Fremdling, und besonders der Franzos, in Deutschland herausnehmen, was dem Deutschen im Auslande nimmermehr gestattet werden würde? Wie manche Vernachlässigungen und Hintenansetzungen dessen, was nun einmal bei Uns zur guten Sitte gehört? Ist es nicht

ein wahres Zeichen der Geringschätzung, wenn so ein Hans Dampf es wagt, sich über die conventionellen Gebräuche eines Volks hinwegzusetzen, bei dem er nur als geduldeter Fremdling auftritt? Darf z. B. so ein Monsieur Sans façon sich ungestraft erkühnen, in Gesellschaften, wo Alles mit unbedecktem Haupte erscheint, den Deckel aufzubehalten, überlaut zu trällern und zu schnattern, eure Gebräuche und Sitten zu verspotten, und dergleichen mehr?

Licht.

Hilf Himmel! gerade diese Toleranz beweiset ja, daß wir Deutschen in echter Sitte den Franzosen weit übertreffen.

Schatten.

Pah! meint Ihr etwa, daß der Seigneur diese Toleranz als Großmuth anerkennt? Meint Ihr etwa, daß Ihr ihn dadurch beschämt? — Wenn das gute Sitte heißt, eine Unsitte oder Unart zu dulden: nun dann ist es der Gipfel der Urbanität, dem-

jenigen, der Euch eine Ohrfeige giebt, einen Kratzfuß zu machen. Phlegma ist es, unverzeihlicher Mangel an Selbstachtung, wenn hier nicht auf der Stelle derjenige kurze Prozeß eintritt, welcher der Unsitte gebührt. — Und dann dieses demüthige Zuvorkommen, in Hinsicht der Sprache, wodurch sich besonders manche unsrer Schönen auszeichnen, ohne zu bedenken, daß boshafte Leute diese französische Zungenfertigkeit einer früheren vertrauten Bekanntschaft mit der grande Armée zuschreiben könnten. — Ich möchte doch wissen, wie vielen Franzosen es je eingefallen ist, deutsch zu lernen, um sich den Deutschen beliebt zu machen? Warum sollten sie auch? Finden sie doch in jedem Krähwinkel liebe zuvorkommende Narren und Närrinnen genug, welche sie der Mühe überheben. Der übermüthige Fremde nennt das Selbstverachtung, und erwiedert sie mit vollem Maaße. Und wer will es ihm verdenken? Wahrlich! er hat recht. — Ich

meines Orts würde für jene zuvorkommenden Deutschfranzösler ein eignes Abzeichen in Vorschlag bringen.

Licht.

Nämlich?

Schatten.

Einen Reisepaß nach Frankreich auf der Brust zu tragen, gültig für immer.

Licht.

Ein Glück, daß du nicht über das Ordens- und Paßwesen gesetzt bist.

Schatten.

Und dann unsre Vornehmen! — Nun die sind vollends dermaßen von der Franzosensucht angesteckt, daß sie selbst mit ihren Hunden und Pferden französisch sprechen, und ihre Lippen mit der Muttersprache zu besudeln fürchten. Gleichwohl besteht das größte Verdienst, welches sie auf diesem Wege erlangen können, doch nur darin, daß sie ungefähr so gut sprechen lernen, wie ein französischer Kärrner oder Sackträger.

Licht.

Aber zu was für Barbaren willst du uns Deutsche denn eigentlich machen?

Schatten.

Ungefähr zu solchen, wie die Engländer sind, deren Boden der Franzose nur mit Furcht und Zittern betritt, stets darauf bedacht, sich die Landessitte anzueignen, und so wenig wie möglich den Franzosen zu verrathen. O möchte ich den Zeitpunkt erleben, wo wir es zu dieser englischen Barbarei gebracht haben! — Der Ausländer, welcher den Boden unsers Vaterlandes schon in Friedenszeiten mit heiliger Scheu betritt, wird es nicht leicht wagen, sich ihm kriegerisch zu nahen.

Neue Volkstugenden der Deutschen.

Geron und Damokles.

Geron.

Gottlob! endlich, mein lieber Damokles! scheinen doch die Ausländer auf die Meisterwerke unsrer Literatur aufmerksam zu werden, und sie einigermaßen zu würdigen. — Auch Schillers Wallenstein ist jetzt ins Französische übersetzt, und in einem gewissen Journal behauptet worden, daß dem Monsieur de Chilaire, dem Verfasser dieser Tragoedie allemande, ein gewisses Dichtertalent nicht abzusprechen sey.

Damokles.

Viel Ehre!

Geron.

In der That! ich kann nicht läugnen, daß dieses französische Lob ein rechtes Futter für meinen Nationalstolz war.

Damokles.

Das nenne ich Nationalstolz! Hahaha! — Also ein obskurer französischer Skribler mußte erst versichern, daß un certain nommé Chilaire, poete allemand, ein gewisses Dichtertalent habe, um diese mächtige Flamme des Nationalstolzes in dir anzufachen? — Nein wahrlich! Der Hochmuth ist nicht unser Fehler. Ich möchte doch wissen, ob die Franzosen große Notiz davon nehmen würden, wenn alle deutsche Academiciens sich zu einer Lobrede auf Voltaire oder Racine vereinigten. — Fast zweifle ich. Denn in ihrer liebenswürdigen Suffisance würden sie es bloß als einen ihrer Geistesüberlegenheit schuldigen Tribut annehmen, ungefähr mit jener Miene, womit der Kaiser von China die Geschenke der europäischen Mächte

annimmt, indem er sie spaßhafter Weise für Winkel-Vasallen seines unermeßlichen Reichs hält. — Ja nicht einmal eine Ahnung würde in ihnen aufsteigen, daß ein einziger erhabener Gedanke von diesem Monsieur de Chilaire mehr werth sey, als eine ganze Phädra mit allen jenen pomphaften Tiraden, die sich mit ihrem Gänsefittig nie über den Dunstkreis der Erde erheben, während Monsieur de Chilaire wie der Adler des Zeus über den Wolken schwebt. Was in aller Welt darf es uns denn kümmern, wie irgend ein französischer Hasenfuß über die Werke unsrer großen Geister urtheilt, welche zu fassen seine Hirnkammern doch viel zu eng sind? — Aber da lauschen und spähen wir ängstlich umher, ob nicht irgendwo ein Brocken des Lobes von den Tischen der Fremden auf uns herabfällt, während Wir ihnen mit vollen Händen Weihrauch spenden.

Geron.

Nu nu! sey nicht ungerecht! — Gerade

das

das gereicht ja dem Deutschen zur Ehre, daß er fremdes Verdienst überall zu würdigen versteht, und sich nicht durch Eigenliebe blenden läßt. — Ich zähle diese Universal-Gerechtigkeit zu den deutschen Volkstugenden.

Damokles.

O gewiß. Wir haben es in dieser Tugend so weit gebracht, daß wir aus lauter Universal-Gerechtigkeit lieber ungerecht gegen uns selbst sind, als gegen die Fremden. Ernstlich davon zu sprechen: es mangelt uns gar zu sehr an jener rühmlichen Vorliebe für vaterländische Erzeugnisse, die ein so mächtiger Sporn für jedes aufstrebende Talent ist, und wenn einmal etwas geschieht, um dem Genius die Bahn zu ebnen (wie es z. B. jetzt mit Grillparzer der Fall ist) so gehört das zu den erstaunlichen Seltenheiten. Kommt es aber darauf an, durch herabwürdigende Kritik ihm Blei an die Schwingen zu hängen, ja da sind wir gleich bei der Hand.

Geron.

Wie? Kannst du läugnen, daß wir oft nur allzuverschwenderisch mit dem Weihrauch gegen vaterländische Talente sind?

Damokles.

Hinc illae lacrymae! In keinem Dinge wissen wir ein Maaß zu halten, von Einem Extrem springen wir zum andern über. Wenn wir daher einmal zum Weihrauchfasse greifen, um einem nagelneuen Genius zu huldigen, so müssen wir ihn auch gleich in solche Dampfwolken einhüllen, daß er von dem ungewohnten Dunste schwindelig, dumm und albern wird, und von seiner Sonnenbahn in den Pferch herniederstürzt. — Exempla sunt odiosa.

Geron.

Wohl wahr! — Unzeitiger und unmäßiger Weihrauch hat schon manches Talent im Keime erstickt.

Damokles.

Wo wäre auch noch ein vernünftiger Mann, der etwas darauf gäbe? Wie lange hält dieser Qualm denn vor? So lange, als der Götze des Tages durch keinen neuen verdrängt wird. Dann stecken wir die Köpfe zusammen und fragen: „was ist es doch eigentlich, was wir an dem Götzen von Gestern bewunderten?" — „Hieher schaut!" — so posaunt einer dazwischen — „hier ist Natur, Wahrheit, Kraft, Reiz und Anmuth! — Ecco il vero Policinello!" — „Ja wahrlich! wahrlich!" — so stimmt der große Haufe ein — „das ist der rechte Götze! wo hatten wir denn die Augen? 'S ist nichts mit dem Götzen von Gestern! herunter mit ihm!" — Und siehe da! flugs machen wir uns über den Götzen von Gestern her, reißen ihn von seiner Ehrensäule herunter, und schlagen ihn in Trümmer. — Wetterwendisches Volk! klage nicht andre Völker des Leichtsinnes an!

Geron.

Die Götzen erscheinen und verschwinden wie Cometen und Meteore, die Götter aber bleiben und glänzen unvergänglich wie Sonne und Fixsterne. Mögen sie auch auf Augenblicke unserm Gesichtskreise entschwinden: stets kehren sie zu uns zurück. Homer und Virgil, Shakespeare und Schiller ꝛc. werden immer am Firmamente leuchten, mag auch von Zeit zu Zeit ein schimmernd Meteor vorüberrauschen.

Damokles.

Auch jetzt fehlt es uns nicht an Göttern, wenigstens an diis minoribus. Aber laßt uns sie nicht behandeln wie gewisse Fanatiker ihre Heiligenbilder, welche sie heute anbeten und morgen auspeitschen, wenn sie nicht Wunder thun, wie sie verlangen. — Vor allen aber laßt uns nie vergessen, daß diese Heiligen, so lange sie auf Erden herumwandeln, bei bloßen Rauchopfern gar leicht verhungern können.

Geron.

Dafür laß unsre erlauchten Mäzenaten sorgen, diese erhabenen Beschützer des deutschen Talents.

Damokles.

– Ja wohl! Die sind so eifrig darauf bedacht, dem deutschen Talente den Weg zur Unsterblichkeit zu bahnen, daß sie ihm das Ziel der Sterblichkeit möglichst nahe zu rükken trachten.

Geron.

Denn das Ende des sterblichen Lebens ist ja der Anfang des unsterblichen.

Die Fabel von dem Magen und den Gliedern des Körpers.

Ultra und Citra.

Citra.

Warum vergleichst du den Adel mit dem Magen des Staatskörpers?

Ultra.

Dieser Vergleich rührt eigentlich nicht von Mir her, sondern von einem uralten römischen Patrizier, der gewiß nicht die Absicht hatte, seine Caste dadurch herabzuwürdigen, sondern von ihrer Vortrefflichkeit wenigstens eben so innig durchdrungen war, als jener würdige Veteran, der uns jüngst luce clarius bewiesen hat, daß der Adel eigentlich

Herz, Kopf, Lunge, Leber und Niere des Staats sey.

Citra.

So laß doch einmal hören!

Ultra.

Das römische Volk, der Plebs, war einst gegen die Patrizier aufgestanden, weil es die vermeintlichen Anmaßungen und Bedrückungen derselben nicht länger dulden wollte. Da trat der würdige Menenius Agrippa zu den Aufrührern, und sprach zu ihnen: Die Glieder des menschlichen Leibes empörten sich einst gegen den Magen. „Dieser Faulenzer" — sagten sie — „thut nichts, als schwelgen und schlemmen, Wir aber müssen uns für ihn plagen und abmartern. Das soll in Zukunft anders werden. Wir wollen nicht mehr seine Frohnknechte seyn." — Sie beschlossen daher, sich auf die Ruhebank zu legen, und den Magen darben zu lassen. Das aber hatte die natürliche Folge, daß der Magen, der keine Nahrung von

ihnen erhielt, ihnen auch keine Säfte mehr zuführte, und sie kraftlos dahinschmachteten. — „Da seht ihr's nun,“ sprach der Kopf, „was dabei herauskommt, wenn ihr euch gegen den Magen empört. Leidet Er, so leidet auch Ihr. — Kehrt zu eurer Pflicht zurück!“ — Und siehe da: die Glieder überzeugten sich von ihrem Irrthum, und thaten nach wie vor ihre Schuldigkeit. — Diese sinnreiche Fabel aber wirkte dergestalt auf die Aufrührer, daß auch sie sofort besänftigt wurden, und nach Rom und zu ihrer Pflicht zurückkehrten.

Citra.

Jetzt erinnere ich mich dieses Mährchens aus meinen Schuljahren, und aufrichtig! es kam mir schon damals äußerst seltsam vor, daß das einfältige Volk sich dadurch beschwatzen ließ.

Ultra.

Was?

Citra.

Gewiß, Freund Ultra! Damals existirte noch kein aufgeklärter Tribunus plebis, damals lebte noch kein muthiger und kraftvoller Volksfreund wie die beiden Gracchen, sonst hätte er den weisen Agrippa ohne Zweifel durch sein eignes Gleichniß geschlagen, und ad absurdum geführt.

Ultra.

Wie so?

Citra.

„Mein guter Freund!“ — so hätte er ihm erwiedert — „dein Gleichniß hinkt etwas weniges. Der Magen ist ein unentbehrliches Glied des menschlichen Körpers, und kein egoistischer Prasser, der bloß genießen, und sich von der Arbeit ausschließen will, sondern ein nützlicher und unermüdeter Mitbürger, der den empfangenen Stoff verarbeitet, und ihn dann gewissenhaft den andern Gliedern des Körpers zurückgiebt. Ihr Patrizier aber — nichts für ungut! — wähnt nur da zu

seyn, um zu herrschen und zu genießen, und haltet die Arbeit für Pöbelberuf. — Nicht der Magen, sondern der Wanst des Staatskörpers seyd ihr, der viel unnützes Fett ansetzt, und sich in bequemer Ruhe von den Füßen tragen, und von den Händen futtern läßt. Unter eurer erdrückenden Schwere droht der Körper zusammenzusinken. — Nehmt guten Rath an! Schämt euch der Arbeit nicht! Betrachtet die andern Glieder nicht als eure Fröhner, und wenn sie es denn einmal sind und bleiben sollen, so verachtet sie wenigstens nicht, sondern achtet sie höher als euch selbst, denn Ihr seyd entbehrlich, nicht aber sie." — Gelt! ich möchte doch wissen, was der sinnreiche Agrippa einem solchen Oppositions-Manne geantwortet haben würde. Und gesetzt nun, das Volk hätte ihn mit dem Bescheide zurückgeschickt: „Wenn dem so ist, so wollen wir zur Abwechselung auch 'mal ein wenig Wanst spielen. Seyd Ihr unterdeß Hände

und Füße!" Ich meine, das wäre so unsinnig eben nicht gewesen.

Ultra.

Was höre ich? — Du, selbst ein Patrizier, kannst dich also gegen deine eigne Caste vermessen?

Citra.

Nun ja! ich bin ein Edelmann, ein so ebenbürtiger, als seit Quinktius Heymeran von Flaming nur irgend einer auf Erden herumstolzirte. — Aber zum Henker! glaubt ihr denn, daß der Adel nur Rechte und keine Pflichten hat? Ich, meines Theils, sehe mein Adelspergament als einen Schuldbrief an, der mich, so oft ich ihn betrachte, an die große Pflicht erinnert, den andern Ständen als ein Muster in jeder Bürgertugend vorzuleuchten, keinesweges aber als einen Freibrief zum Faullenzen und zur Geringschätzung meiner nichtadligen Mitbürger. — Sag' mir einmal: was reimt sich auf Ahnen?

Ultra.

Fahnen und Bahnen! — eine Anspielung auf die des Ruhmes.

Citra.

Recht schön! und als ein wackrer Ultra gesprochen. Ich aber reime auf Ahnen das Zeitwort mahnen. Denn je mehr Ahnen, desto mehr Mahner, welche uns an die große Schuld erinnern, die wir unserm Gläubiger abzutragen haben. Unter Gläubiger aber verstehe ich nicht etwa die Wucherer und Pfandjuden, welche uns Geld zur Bestreitung unseres Aufwandes vorstrecken, sondern — das Vaterland.

Ultra.

Und welche Schuld wäre das?

Citra.

Soll ich sie dir erst erklären? — Es ist die unerlaßliche Schuld, unsern Adel, das heißt unsern ererbten Anspruch auf eine höhere Stellung im Staate, durch Thaten zu verdienen.

Ultra.

Sehr prächtig gedacht, in der That!

Citra.

Wollte Gott, daß diese prächtige Denkungsart unter uns allgemein wäre! damit wir alle ohne Unterschied unserm vermoderten Pergamentadel, an dem nur noch die Motten und Würmer sich weiden, den echten Adel des Verdienstes hinzufügen könnten. — Glaube mir, guter Ultra! ich spreche als ein wahrer Freund des Adels, ihr Ultra's aber mit euren zeitwidrigen höchst unsinnigen Anmaßungen seyd dessen ärgste Feinde. O laßt euch warnen! — Hütet euch, durch Überspannung die Saite zu zersprengen.

Paroli!

Oder:

Die drei Musen und der Rehbock.

Ralph und Trumph.

(Beim Ausgange aus dem Schauspielhause.)

Ralph.

Nun, wie hast du dich an dem Rehbock erbauet?

Trumph.

Vortrefflich! das Stück ist ungemein witzig, geistreich und unterhaltend, ein neues Lorbeerreis in dem Kranze des Verfassers, ein neuer Triumph der Kotzebueschen Muse. Aber — Aber —

Ralph.

Wieder ein Aber.

Trumph.

Ich bedaure nur, im Vertrauen gesagt —

Ralph.

Was denn zum Kukuk?

Trumph.

Daß ich wieder so vorwitzig war, mein Töchterchen mitzunehmen. Am Schlusse des ersten Aktes mußte ich das liebe Kind richtig wieder nach Hause schicken, wie neulich in den beiden Klingsbergen.

Ralph.

Warum das?

Trumph.

Warum? — Weil man immer in Angst und Sorge seyn muß, daß die Tugend der unschuldigen Dingerchen an dem fünften Akte des Herrn Verfassers scheitern werde. Monsieur de Kotzebue macht sie vor der Zeit gelehrt.

Ralph.

Pah! dem Reinen ist Alles rein.

Trumph.

Wirklich? Bist du je rein durch einen Sumpf gegangen?

Ralph.

Philisterei! — Die moralische Seite kommt bei einem Kunstwerke so wenig in Betracht als Herz und Geist bei einer Schönen, der man nicht huldigt, um sie zu heirathen. Soviel wirst du mir hoffentlich zugeben, daß Kotzebue durch dieses Lustspiel sich einen der ersten Plätze auf dem deutschen Musenberge errungen hat, und seinen Stuhl jetzt kühn neben Schiller und Göthe rücken darf.

Trumph.

O gewiß. — Erlaubst du, die Parallele zwischen ihm und jenen beiden Meistern etwas näher zu beleuchten? Id est: sine ira et studio.

Ralph.

Mit Vergnügen. Der Unsterbliche wird hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben, da er selbst ein so großer Freund von Parallelen ist.

Trumph.

Die Schillersche Muse ist eine himmlische Schöne, aus ätherischen Stoffen geformt; ein engelreines, untadelhaftes, aber unerreichbares Urbild; ein Tugendspiegel, woran kein Rostfleck haftet. Ohne Gefahr darf die sittsamste Jungfrau in diesen Spiegel blicken, und kein Vater, keine Mutter braucht zu zittern, daß sie ihr Antlitz mit Erröthen davon abwenden werde. — Die Götheſche Muse ist eine irdische Schöne, mit dem Liebreiz, aber auch mit den Schwachheiten der Irdischen reichlich ausgestattet, und eben darum als wirkliche, aus dem Leben gegriffene Schönheit um so anziehender und ergreifender, je näher sie der menschlichen Natur verwandt ist. Manches holde

Kind wird vielleicht erröthend in diesen Spiegel schauen, weil es sich selbst mit seinen Verirrungen und Schwächen darin erkennt, aber von der tiefen Wahrheit betroffen und erschüttert, auf seinem Abwege inne halten, und umkehren. Göthe's Muse kann durch ihren verführerischen Reiz der unbewachten Tugend sehr gefährlich werden, der bewachten aber wird sie wirksamer ins Herz reden, als zehn Beichtväter. — Die Muse des Monsieur de Kotzebue endlich — ist zwar auch eine irdische Schöne, aber was für eine!

Ralph.

Ich ahne fast, wo du hinauswillst.

Trumph.

Von der Classe jener Huldinnen, welche mit übertünchten Wangen am offnen Fenster lauschen, und ihre feilen Reize den Vorübergehenden zur Schau ausstellen. Sie hat sich viel auf dem großen Markte der Welt umgesehen, ist mit kostbaren praktischen Er-

fahrungen zurückgekehrt, hat einen reichen Schatz von Bonmots, Klugheitsregeln, Kniffen und Pfiffen eingewechselt, und wirft dabei mit ungemein rührenden und prächtigen Sittensprüchen und Tugendfloskeln um sich, in welche sie ihre Giftpillen einhüllt. Aber nehmt euch in Acht! denn ehe ihr's euch versehts, giebt sie euch mitten in der Predigt eine Attitude zum besten, welche sie der schlauen Gastwirthin zu Harlem (in Thümmels Reisen) abgeborgt hat. Ihr Väter und Mütter! führt eure Kinderchen schnell an dieser Circe vorüber! Laßt euch auch dadurch nicht irren, daß er sie als Gräfin, Baronin oder Hofdame verführt; das ist nur eitel Firniß, bei Lichte besehen ist sie doch nur eine jener Hofdamen, die nicht an den Hof, sondern auf den Hof gehören.

Wählt nicht zu lange!

Oder:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.

Castor und Camilla.

Castor.

Unser Spaziergang ist beendigt, schöne Camilla! und noch immer haben Sie meine Frage nicht beantwortet.

Camilla.

Was war es gleich? — Ich gestehe, daß ich sie rein vergessen habe.

Castor.

Erklären Sie mir endlich, holde Räthselhafte! worüber alle Ihre Anbeter sich die

Köpfe zerbrechen, erklären Sie mir endlich, wie es zuging, daß Sie den Bewerbungen der liebenswürdigsten Männer widerstanden, und zuletzt ihre Hand einem Manne gegeben haben, der — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit! — ein wahres Modell zu einem Versucher in der Wüste ist, einem mißgestalteten, buckligen und höchst widrigen Knirps? — Hilf Himmel! wie ist es doch möglich, daß Venus sich dem Vulkan in die Arme werfen kann?

Camilla.

Ich brauchte nur zu antworten: das ist Geschmackssache, und Sie müßten mit dieser Erklärung zufrieden seyn. Aber nein! ich will Ihnen vollständige Genugthuung geben, weil Sie, als einer meiner ehemaligen Anbeter, gewissermaßen ein Recht haben, sie zu verlangen. — Vorher aber erinnere ich Sie an die Erfüllung meiner vorigen Bitte.

Castor.

Ihrer Bitte?

Camilla.

Ich bat Sie ja, mir aus dieser Dornenhecke ein recht zierliches Spazierstöckchen heraus zu schneiden. Bis dahin wollte ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Was gilts: der liebenswürdige Herr hat den Auftrag ganz und gar vergessen?

Castor.

Mit nichten. Hier, meine Angebetete!

Camilla.

Wie? Heißt das ein Spazierstöckchen für eine Dame? War denn in dieser endlosen Dornenhecke kein schlankeres und geraderes Stöckchen herauszufinden, als dieses krumme, verwachsene Ding? Ich bitte Sie, süßer Herr! heißt das den Auftrag einer Dame vollziehen, deren Verehrer man sich nennt?

Castor.

Ach meine Theure —!

Camilla.

Kurz und gut: ich verlange ein hübsches, kerzengerades Stöckchen, und das gleich auf der Stelle! oder —!

Castor.

Allerdings hätte ich hundert bessere herausschneiden können; aber da wählte ich und wählte ich, und keiner war mir schlank und gerade genug, und immer hoffte ich noch einen besseren zu finden. Darüber ist denn die Zeit verstrichen, und jetzt, da wir die Dornenhecke zu Ende gegangen sind, und Sie, holde Frau! mich verabschieden, muß ich mich schon mit diesem etwas krummen Stäbchen begnügen, welches ich Ihnen mit Furcht und Zittern überreiche.

Camilla.

Ei! — Nun denn, so danke ich Ihnen.

Castor.

Dank? — Ach leider habe ich nur die Dornenstiche verdient, welche mir bei der

langen Musterung zu Theil wurden, aber keinen Dank aus einem so schönen Munde.

Camilla.

Ich danke auch nur dafür, daß Sie mich der Mühe überheben, ihre Frage ausführlich zu beantworten.

Castor.

Wie soll ich das verstehen?

Camilla.

Ist es dem klugen Herrn noch nicht klar? Bedarf es noch eines Commentars zum Texte? — Gerade so wie Ihnen, erging es Mir mit den Männern. Ich durchlief mit meinen Blicken die ganze Reihe meiner Anbeter, wie Sie diese Dornenhecke, und musterte und wählte, und konnte vor lauter mustern und wählen nicht zum Entschluß kommen, hatte immer noch dies und das auszusetzen, und hoffte immer noch einen liebenswürdigern zu finden. — Darüber verstrich mir denn der Lenz meiner Jugend, wie Ihnen die Zeit des Spazierganges, und, um

um nicht ganz leer auszugehen, wählte ich endlich meinen kleinen buckligen Äsopus, der wenigstens den Vorzug vor tausend schönen Männern hat, daß er sehr geistreich, sehr gutmüthig und dankbar, und so wenig eitel und eingebildet ist, als man es nur irgend von einem Manne erwarten kann. Und hiermit, mein süßer Herr! mache ich Ihnen meinen unterthänigen Knix.

Der Defensor matrimonii.

Zu deutsch:

Heirathen oder nicht heirathen: das ist die Frage!

Pro und Contra.

Contra.

Verschwende keine Worte! ich gefalle mir nun einmal in meiner Einsamkeit.

Pro.

Du sollst nicht einsam seyn, du sollst dir ein Weib zulegen, ein hübsches, frommes Weib, eine treue Lebensgefährtin, die dir deinen Horizont aufhellt, und deinen Pfad mit Blumen bestreut. Kinder sollst

du zeugen, Kinder sollst du wiegen, mit ihnen herumspringen, sie sprechen lehren, und dich an ihrem süßen Geschwätz ergötzen. — Freund! wenn ich auf dieses Thema komme, und mir die Möglichkeit denke, dich zur alleinseligmachenden Kirche Hymens zu bekehren — dann möchte ich vor Freude an die Decke springen.

Contra.

Ich glaube dir's, zumal wenn du dabei dächtest: da wiegt der Narr fremde Sünden, und glaubt, es sind seine eigenen — hahaha!

Pro.

O pfui!

Contra.

Nicht wahr? Du wärest vielleicht so gut, meine Vaterfreuden — zu vermehren.

Pro.

Das sprach einmal wieder der verknöcherte Hagestolz aus dir, der die Weiber durch seine trübe Brille betrachtet.

Contra.

Sage mir, ist es dir wirklich ein Ernst mit dem Heirathsgeschwätz?

Pro.

Ein recht ehrlicher, und ich werde stets auf dieses Thema zurückkommen; denn ich betrachte mich als einen Ehe-Missionär, der berufen ist, die Heiden und Wilden zu bekehren.

Contra.

So wisse denn, daß du mich weit eher zum muhamedanischen Glauben, oder gar zum Judenthum bekehren könntest, als zum Ehestande. — Was? Ich heirathen? Ich in das Weibergeschnatter und Kindergekreisch? — Es giebt ein Spiel, das Wippspiel genannt. Ein Bube und ein Mädchen schaukeln sich auf einem Brette, das wie eine Waage auf und nieder schwankt. Da ängsten sie sich, das Gleichgewicht zu behaupten, bis endlich das Ding auf der einen Seite herabrutscht, und beide auf die Nase purzeln.

Das ist ein Gleichniß der Ehe. — Ich heirathen! — hahaha! Wer den kleinen Krieg studiren will, der heirathe! Da findet er alle jene strategischen Künste, wie man den Feind foppen, beunruhigen, umgehen, in die Flanke und in den Rücken nehmen, auf versteckten Hinterhalt, ins durchschnittene Feld, und zuletzt in die Sümpfe locken muß: da findet er das alles im Kleinen.

Pro.

Du du! rede dir nichts an den Hals!

Contra.

Der Ehestand kommt mir vor, wie ein langweiliges Buch in groß Folio mit buntem Deckel und lockendem Titel. Ein Hahnrei hat eine kurzweilige Vorrede dazu gemacht, welche von Eheglück und Vaterfreuden handelt. Man läßt sich verführen, es zu lesen, und findet mit Verdruß, daß es nichts weiter enthält als abgedroschene Reflexionen über das Waschen und Scheuern, das Nähen und Stricken, das Federnrupfen und

Rübenschaben und ähnliche Erbärmlichkeiten, womit sich die Weiber so breit machen, daß für den geplagten Ehekrüppel kaum ein Winkel im Hause übrig bleibt. Hinterher folgt denn ein langer Anhang über Untreue, Eifersucht, Zänkerei, schlaflose Nächte, Krankheit, Kindergeschrei, Ärger und Verzweiflung.

Pro.

Sprich dich aus! sprich dich rein aus. Mein Triumph wird dann um so glänzender seyn.

Contra.

Da sitzen die Duckmäuser hinter dem Ofen, und faseln und fabeln von häuslichem Glück und Ehesegen und Gott weiß was. — O geht mir doch! — Was nennt ihr häusliches Glück? Das Keifen und Maulen eurer Weiber? Das Gezänk mit den Dienstboten? Das ewige Kränkeln? Die Ohnmachten? Die Krämpfe? Das Geträtsch mit den alten Basen? Das Hin- und Her-

rennen nach Ärzten und Hebammen? Das Gewimmer in den Kindbetten, und die große und kleine Wäsche? Was nennt ihr Ehesegen und Vaterfreuden? Das heillose, ohrenzerreißende Schreien und Lärmen eurer Buben? Die ewigen Sorgen, wie ihr sie vor Halsbrüchen und die Mädchen vor Verführung hüten, sie mit Ehren unter die Haube bringen sollt? — Ist nun noch die Frau Gemahlin launisch, wetterwendisch, eitel, eifersüchtig, verbuhlt oder eine Putznärrin. — Glück zu! dann habt ihr euch neben dem Lazareth noch eine kleine Hölle gebaut. — Summa! die Ehe ist das Grab des Seelenfriedens, der Gesundheit, der Freiheit und der Männerwürde — dixi! —

Pro.

Bravo! — Bist du nun fertig?

Contra.

Widerlege mich, wenn du kannst.

Pro.

Bedanke dich vor allen Dingen, daß ich dich nicht als einen Hochverräther bei den Frauen anklage. Zerreißen würden sie dich, wenn sie deine Standrede gehört hätten, und das mit Fug und Recht. Ich will Gnade für Recht ergehen lassen; deine Strafe soll darin bestehen, daß ich das Bild eines glücklichen Hausvaters vor deinen Blicken aufrolle. Erwarte daher keine räsonnirende Widerlegung. Einen Hagestolz bekehrt man leichter durch das Gefühl, als durch den Verstand. —

Sage mir um des Himmels willen: in welchem Ehehospital hast du die Umrisse zu deinem gräulichen Zerrbilde aufgehascht, das in der That mehr einer Breughelschen Hölle als einem Paradiese gleicht? —

Überrasche mich einmal in meinem häuslichen Leben, überrasche mich, den Unvorbereiteten. Denn es ist nicht etwa meine Absicht, dir ein Blendwerk vorzumachen,

wie gewisse Staatsbeamte dem Fürsten, welcher die Provinzen bereiset, indem sie den Längsterwarteten durch allerlei wohl vorbereitete Täuschungsmittel in dem Wahne bestärken, als ob seine getreuen Unterthanen auf's schönste und beste regieret würden. Überrasche mich, und du sollst erfahren, was häusliches Glück ist. — Wenn mich meine Frau, welche, ungeachtet ihre Rosenzeit vorüber ist, mir immer noch als ein hübsches Weibchen erscheint, mit einem Kuß erweckt, meine Buben dann herbeispringen, sich an mich hängen, und mich mit dem süßen Vaternamen begrüßen, meine Tochter Mathilde aber die Scene mit ihrer Silberstimme am Pianoforte begleitet — o mein Freund! dann beneide ich dich wahrlich nicht um deine traurige Einsamkeit. — Wenn wir dann Arm in Arm in unser Gärtchen hinabwandeln, traulich kosen, und wie die Lämmer im Grünen herumhüpfen, und uns jagen und haschen und laut aufjauchzen: —

armer Freund! dann fühle ich's so recht, daß alles andre Glück nur ein Dunst gegen das eines glücklichen Gatten und Vaters ist.

Contra (seufzend.)

Es ist wahr: du bist ein glücklicher — fast möchte ich sagen: ein unerträglich glücklicher Mensch.

Pro.

Ja, mein Freund! — wohl darf ich an meine Brust schlagen und ausrufen: ich bin ein glücklicher, ein überglücklicher Mensch. Als meine Emma mich mit unserm Erstling, dem Gustav, beschenkte, und der Bube die kleinen Händchen gegen mich ausbreitete, und mich anlächelte, so süß und selig wie ein Engel, und mein Weib einen Blick ihrer großen himmelblauen Augen bald auf den Knaben, bald auf Mich heftete, einen Blick, den kein Dichter zu beschreiben vermag: da hättest du mich sehen sollen, wie ich, gleich einem Wahnsinnigen, umhersprang, halb lachend, halb weinend, bald

mein Weib, bald meinen Sprößling herzend. — Armer Mensch! ein solcher Augenblick ist mehr werth als das ganze Leben eines Hagestolzen und seine traurige Unabhängigkeit, worauf er sich so gern etwas zu gut thut.

Contra (bei Seite.)

O daß er recht hat! — Wie oft male ich mir in den trüben Stunden der Einsamkeit das Glück eines Ehemannes mit Farben der Phantasie aus: aber mein Bild gleicht einer beklecksten Tapete, wodurch sich etwa ein sibirischer Statthalter die lachenden Fluren Hesperiens vorgaukeln läßt, um seinen ewigen, traurigen Winter damit zu schmükken. Was Kotzebue, wenn ich nicht irre, davon erzählt, paßt ganz auf solche Phantasiespiele der Hagestolzen.

Pro.

Und wie der Junge nun die süßen Namen Vater und Mutter zu radebrechen anfing, und seine erste Reise von drei Schritten von der Mutter zum Vater, und wieder zurück

von dem Vater zur Mutter glücklich überstand, und wir ihn dann wechselweis liebkoseten: ach, ihr armseligen Spötter! für ein solches Gefühl hat euer Wörterbuch keinen Ausdruck.

Contra.

Gut! Aber du malst wie ein Chinese: lauter Licht und Farbe. Bringe nun auch die Schatten in dein Gemälde, damit ich sagen kann: du malest mit Wahrheit.

Pro.

Die Schatten? — Wohl wahr, die fehlen auch nicht, aber sie dienen nur dazu, den Farbenschmelz zu erhöhen. Ich habe die Leiden eines Gatten, eines Vaters im vollen Maaße empfunden. Im zweiten Wochenbette war mein Weib dem Tode nahe. Ich wollte vor Schmerz vergehen, Tag und Nacht hütete ich ihr Bett, kein Laut der Freude kam über meine Lippen. — Aber als sich endlich der Genius der Genesung auf sie herabsenkte, ihre Wangen sich wieder

rötheten: was ich da empfand, o das überwog zehnfach die überstandenen Leiden. — Ich habe den Verlust meines zweiten Kindes betrauert: ach, mein Freund! geweint habe ich da nicht wie ein Mann, sondern wie eine Betschwester. Und ich kann sagen: es that mir wohl. Das Lachen ist gut, aber die Thränen sind kein geringeres Geschenk des Himmels. Sie sind gleichsam der Firniß, der das bestäubte Gemälde des Lebens wieder anfrischt, daß alle Farben im reinsten Glanze hervortreten. Ja, eben die Leiden des Ehestandes sind es, die etwas — wie soll ich sagen? — überirdisches hinzuthun, und die Herzen so fest aneinander kitten, daß keine Macht sie trennen kann.

Contra (bei Seite.)

Bei Gott! er ist ein beneidenswerther Narr.

Pro.

Ihr sprecht von den Sorgen und Plagen des Ehestandes, aber ihr vergeßt, daß jede

Bitterkeit mit zehnfacher Wonne versüßt wird. Das Heranwachsen unserer Kinder, in deren Zügen wir uns wieder erkennen —

Contra.

(Bedenklich den Kopf schüttelnd.)

Oder nicht wieder erkennen! —

Pro.

Die schönen Blüten ihres Herzens und Verstandes, die sich allmählig entfalten; das Gefühl: du bist der Urheber dieser kleinen Schöpfung — o das bezahlt mir kein Kaiser mit allen seinen Schätzen. — Der Mensch ist nur glücklich in seinen Werken, und ich denke: seine schönsten Werke sind die Kinder, die er erzeugte und erzog. Die Häuser, die er baute, die Bäume, die er pflanzte, die Bücher, die er schrieb: die leben nicht, die fühlen nicht, die freuen sich nicht mit ihm; aber die Kinder, die Kinder! — hahaha! an denen vermehrt sich seine Lust und Augenweide tagtäglich.

Contra.

Freilich, von diesem Himmel ist Unsereins ausgeschlossen.

Pro.

Gewiß, mein Freund! ein Mensch, wie Du, der weder an Weib noch an Kindern hängt, ist nicht viel besser als ein dürrer Baumstamm in der Wüste, der weder Laub noch Früchte trägt, und das Leben, das Du führst, ist eigentlich gar kein Leben. Mann und Weib zusammen genommen machen erst ein Ganzes aus, und wenn Eins allein steht, dann ist es eitel zerrissen Werk. Paart und gattet sich nicht Alles in der Natur? Ich denke oft: warum gab uns der Schöpfer zwei Füße, zwei Hände, zwei Augen, zwei Ohren? Wär's nicht an Einem genug gewesen? — Nein! sag' ich, denn eins soll dem andern beistehen.

Contra.

Du bist mir ein rechter Philosoph. Ich führe den Mund als Gegenbeweis an.

Pro.

Ja komme du nur! darauf bin ich gefaßt. Der Mund besteht wieder aus zwei Lippen, die sich immerwährend küssen.

Contra.

Und aus zwei Reihen Zähne, die sich immerwährend beißen.

Pro.

Doch sind sie unzertrennlich, und passen so schön zusammen, daß der Körper ohne ihr Mitwirken nicht bestehen könnte.

Contra.

Seltsamer Mensch! — Aber die Zunge! wie kommst du mit der zurecht?

Pro.

Die Zunge! — Nun ja freilich: die ist so zu sagen eine Art Hagestolz. Drum sitzt sie auch so einsam in ihrer finstern Klause, und kann weiter nichts als über die schöne

Harmonie der andern Glieder spotten und schmähen.

Contra.

Man sollte dich zum defensor matrimonii ernennen.

Pro.

Wäre ich das, mit Machtvollkommenheit ausgerüstet, dann — verzeihe! — ließe ich alle Hagestolzen, die nicht durch ihre Lage gehindert sind, zu heirathen, nach dem Vorbilde des sinnreichen Dey von Algier, zu Zeiten auf den Märkten zusammentreiben, und zu Nutz und Frommen der guten Sache, praevia admonitione, öffentlich auspeitschen.

Contra.

Du bist ja ein wahrer Fanatiker in dem Heirathspunkte. Gott sey gepriesen, daß er dich nicht zum Dey gemacht hat! — Doch genug! hier meine Hand! ich überrasche dich nächstens in deiner Häuslichkeit.

Finde ich dann, daß deine Schilderung keine poetische ist, so hast du einen Proseliten gemacht.

Pro.

Gottlob! — So habe ich dem Himmel wieder eine Seele gerettet.

Die 95 theologischen Zankäpfel,

oder:

Kampf muß seyn.

Cajus und Sempronius.

Cajus.

Gewiß, mein Sempronius! Männer wie dieser fromme Widersacher der Vernunft, erscheinen mir als wahre Wohlthäter des menschlichen Geschlechts.

Sempronius.

Ich bin doch neugierig, wie du das beweisen willst.

Cajus.

So bündig wie irgend einen mathematischen Satz. Der menschliche Geist bedarf

einer steten Anstrengung, einer beständigen Herausforderung zum Kampfe mit den Gespenstern der Finsterniß, damit er nicht einschlummre und in Apathie und Gleichgültigkeit gegen das köstliche Himmelsgeschenk der Vernunft versinke. Darum eben hat die Vorsehung dafür gesorgt, daß von Zeit zu Zeit dergleichen Irrwische aus dem Sumpfe der alten Nacht heraufsteigen, und die Kinder des Lichts erwecken, ihre Fackeln gegen sie zu schwingen. Diese 95 theologischen Streitsätze betrachte ich daher als eben so viele Fehdehandschuhe, den rüstigen Kämpfern zugeworfen, welche berufen sind, den Himmelsfunken auf Erden zu hüten. Und wenn das Glück gut ist, so bringen sie in der verkälteten protestantischen Kirche einen Geisteskampf hervor, welcher dem Lichte einen neuen Sieg bereiten muß.

Sempronius.

Wenn dem so ist, dann möchte es fast scheinen, als ob der sinnreiche Erfinder dieser

95 Thesen, unter der Maske der Päbstelei, der lutherischen Kirche einen wichtigen Dienst zu erweisen beabsichtigt, indem er sich als ein wahrer Märtyrer allen Pfeilen des Spottes blosstellt, nur um der Vernunft Bahn zu brechen. Denn anzunehmen, daß er im Ernste gegen diese Himmelstochter eifre, und ein so erklärter Widersacher derselben sey, als er es uns glauben machen will, das hieße ja behaupten, er spreche sich selbst diejenige Gottesgabe ab, die den Menschen eigentlich zum Menschen macht.

Cajus.

Nicht übel. Am Ende beweisest du uns noch, daß Er, den wir fast für einen Söldner der Finsterniß hielten, eigentlich ein geheimer Diener des Lichtes sey. Dem sey wie ihm wolle: die Natur erzeugt ja Nebel und Dünste, woran der Sonnenstral seine Kraft schärft; eben so läßt sie auch literarisch = politische Wochenblätter, harm=

fische Theses und dergl. in dem Reiche der Geister empornebeln, auf daß der gesunde Menschenverstand seine siegreiche Gewalt an ihnen übe. Das muß schon einmal so seyn.

Gesprächs-Brocken.

(Aufgelesen von vorübergehenden Lustwandlern an einem schönen warmen Sommerabende auf der Lindenbahn zu Flottleben.)

Die Glühenden.

Bei jenem keuschen Monde, dem stummen Zeugen dieser süßen Stunde, schwör' ich es: meine Liebe zu dir, holdes Mädchen! ist ewig.

Schlauer! Warum schwörst du just bei einem stummen Zeugen? — Ach! ihr Männer! ihr Männer! wer Euren Schwüren traut!

Die Abgekühlten.

Hier war's, mein Engel!

Richtig, mein Schatz! hier bei dieser schattigen Linde war's, wo wir uns einst ewige Liebe schwuren. Wie lange mag das wohl her seyn?

Dreizehn Monden, weniger acht Tage.

Das nenne ich eine Ewigkeit!

Ach ja wohl! Bist du's also zufrieden, mein Engel! so machen wir ihr morgen am Tage ein Ende.

Immerhin! ich habe die Scheidungspunkte schon zu Papier gebracht.

Sieh 'mal! was du doch immer für ein lieber, zuvorkommender Mann warst! —

Aber

Aber das sag' ich dir: unsre Freundschaft dauert deshalb doch fort.

Ewig, ewig, mein Schatz!

Die Tiefsinnigen.

Der Begriff der Ewigkeit ist im Grunde relativ. Jeder mißt die Zeit mit seinem kürzeren oder längeren Maaßstabe, und nennt dasjenige unendlich, wozu dieser Maaßstab nicht ausreicht.

Wohl war! Daher giebt es lange und kurze Ewigkeiten. Den Ephemeriden ist ein Menschenleben, und den Liebenden oft ein Jahr eine Ewigkeit.

Die Staatsklügler.

Ich, meines Orts, halte es der Staatsklugheit gemäß, uns enger an Rußland als an Frankreich anzuschließen.

Aber siehst du denn nicht, oder willst du nicht sehen? Stelle dich 'mal im Geiste auf einen freien Standpunkt, von wo aus du ganz Europa übersehen kannst. Und nun sage mir — —

Die Tanzfreunde.

Weg mit deinem halsbrechenden Kosakentanz! Ich halte es mit der Franzaise.

Ich mit der Anglaise.

Und ich mit der volksthümlichen Allemande. Da dreht man sich fein ehrbar,

zierlich und langsam um Einen Punkt herum, bleibt hübsch in seiner Leibes- und Seelenruhe, echauffirt sich nicht, und was das Beste ist — —

Die Irrenden.

So einsam, meine Holde? Darf ich wagen, Ihnen meinen Arm anzubieten?

Mein Herr! Sie irren sich in mir.

Sie haben recht, denn ich hielt Sie für ein *schönes* Frauenzimmer.

Sehen Sie doch, wie man sich irren kann! — Und Ich hielt sie für eine *feine Mannsperson*.

Ei der Tausend! — Aber wenn ich nicht auch irre, so sind Sie eine kluge Person.

Ich möchte dasselbe von ihnen sagen, aber ich fürchte, mich wieder zu irren.

Darin wenigstens fürchte ich mich nicht zu irren, daß Sie eine zuvorkommende Person sind.

Sie haben recht, denn mein Mann kommt mir so eben nach, weshalb ich Ihnen wohlmeinend rathe, ihm baldigst zuvorzukommen.

Ach! verzeihen Sie! ich irrte mich wieder, wie es scheint.

Ja sehen Sie: so kann man sich irren.

Die Nichtirrenden.

Ein schöner Abend, mein Fräulein!

Gewiß, mein Herr!

Erlauben Sie, Ihnen Gesellschaft zu leisten?

Sie sind sehr gütig, mein Herr!

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey.

Wohl wahr, mein Herr! überdieß fürchte ich mich sehr vor Gespenstern, und weil ich so eben nach Hause will —

So brauchen Sie einen Beschützer, und der bin Ich, wenn sie gütigst erlauben. — Ihren Arm! ich bitte!

Sie sind unaussprechlich liebenswürdig. — Es ist nicht weit von hier.

Und wäre es am Ende der Welt.

Sehen Sie! dort wo die grünen Vorhänge schimmern.

Nro. 7. Ich verstehe.

Die Glücksspieler.

Wie ich dir sage: es ist recht, als ob das Unglück mich verfolgt. Ich besetzte die Nummer 7 mit der Devise: Fortuna und Merkur! und zog wieder eine verwünschte Niete. — Falsche Fortuna!

Ich wette: Merkur hielt dir besser Wort.

Die Meteorologen.

Diese kalte Abendluft affizirt mein Nervensystem auf eine formidable Art. — Ich gehe schlafen; — gute Nacht!

Das eine kalte Abendluft zu nennen! es ist die schwülste Gewitterluft.

Ich sage dir: du irrst. Ich fühle das am besten. Mein Körper ist ein lebendiger Thermometer.

Darin will ich dir nicht widersprechen. Du brauchst ihn nur mit eben so vielen Strichen zu bezeichnen, als der Thermometer Grade hat, so daß etwa dein Herz der Frostpunkt ist, und ich wette, daß das Quecksilber, welches in dir auf und nieder steigt, dir auf's Genaueste den Wärmegrad angiebt.

Die Prozentmänner.

Sag' mir, Nathan! wie stand der Thermometer heut Mittag?

28 Perzent.

Was Perzent! Was schmusest du von Perzenten?

Gott'swunder! 28 Grade wollt' ich sagen.

Hast du doch immer die Perzente im Kopf.

Nu! ich halt's mehr mit den Perzenten als mit den Graden.

Die Vernünftigen.

(Arm in Arm.)

Nicht wahr, Brüderchen! wir sind so nüchtern wie ein Paar Herrnhuter?

Richtig! wir haben nur das Commando über die Füße verloren, nicht über den Kopf. — (Gegen einen Laternenpfahl rennend) Nu! hat der Tölpel keine Augen? — Betrunkener Gauch!

Laß ihn! Du siehst ja, er will mit uns anbinden; er geht auf Zank aus.

Zank? Laß ihn ankommen! — Her mit dir, Schurke!

Marsch fort! der Vernünftige geht aus dem Wege.

Gut gesprochen, Brüderchen! — Und gelt! Wir sind die Vernünftigen.

Richtig! — Aber laß uns auch vernünftig gehen, sonst fallen wir noch beide auf die Nase.

Pah! „Ein tüchtiger Hieb fällt nicht auf den ersten Kerl.“

Falsch gesprochen! — Du willst sagen: „Ein erster Kerl fällt nicht auf den tüchtigen Hieb.“

Wieder falsch gesprochen! „Ein erster Hieb“ — willst du sagen — „fällt nicht auf den tüchtigen Kerl.“ — Gelt! so war's richtig.

Zum Teufel nein! Mir däucht, es ist noch immer nicht, wie es seyn soll. — „Ein tüchtiger —“

Laß gut seyn, Brüderchen! wir bringen's heute doch nicht zu Stande.

Wir müssen's zu Stande bringen! Halt einmal! — „Ein tüchtiger Kerl fällt nicht —"

(Sie fallen beide zu Boden.)

Die Nüchternen.

Aber wenn zwei Größen äqual sind einer dritten, so sind ja diese Größen einander selbst gleich. Wenn also zum Beispiel zwei Ferkel äqual sind einem dritten, so folgt daraus ja unbedenklich —

Daß sie einander selbst gleich sind? Quod nego. — Jene beiden Ferkel zum Exempel — —

Die leicht — Fertigen und der Spötter.

Alle Goldminen Potosi's, meine Reizende! um einen einzigen Kuß auf diese Rosenlippen.

Der Spötter.

Sie können's wohlfeiler haben.

Ich bitte: sparen Sie die Complimente.

Nur Wahrheit! — und ein Jahr meines Lebens dazu.

Der Spötter.

Könnte Ihnen leicht höher zu stehen kommen.

Darf ich meinen Ohren trauen? Sie erlauben mir —? O süße Melodie! Sie machen mich zu dem glücklichsten Sterblichen.

Nur sachte! sachte! — Kein Aufsehen!

Um eine Stunde also! — Und Ihre Adresse?

Der Spötter.

Links um die Ecke, neben der Apotheke zur versilberten Pille.

Die Moralisten.

Da ist kein Alter und kein Stand, so von der allgemeinen Sittenverderbniß ausgenommen wäre. Da ist keine Stätte, wo dein Auge nicht durch die freche Stirn des Lasters beleidigt würde; ja selbst in die heiligen Tempel der Andacht drängt es sich ein, und wirft seine Netze dort aus.

Ja wohl! ja wohl! O tempora! o mores! — Wohin soll das noch führen?

Die Eilfertigen.

In den Apollosaal, Brüderchen! — 'S ist heut großer Musentanz. Sackerlot! das wird dir ein volles Haus geben. — Willst du mit?

Topp! ich gehe mit.

Die Naturfreunde.

Gotteswunder! was ist die Natur schön! was ist sie schön! — Schau den Mond! sieht er nicht aus wie pur Silber?

Jau! 's muß ebbs rores seyn von Versilberung.

Schade, daß mer nicht kann hinaufsteigen. Möcht' ein Zentnerchen davon abschaben, und ihn umsetzen in blanke Spezies.

Die Verwandten.

Sie da, mein Holder? — Glückseliges Zusammentreffen! — Willkommner Mond, der mir Ihr werthes Antlitz just im günstigen Augenblicke beleuchtet.

Unwillkommner Mond! Immer leuchtet diese alberne Fratze zur Unzeit. — Nun, was giebt's, mein Theurer!

Theurer? — Erlauben Sie, daß ich Ihnen dieses Prädikat zurückgebe. Denn daß Sie mir theuer sind, davon überzeuge ich mich, so oft ich in mein Schuldbuch sehe. — Darf ich endlich hoffen?

Auch unendlich, wenn es Ihnen beliebt. — Hoffen Sie so viel und so lange Sie wollen, das bleibt Ihnen unbenommen.

Aber die Hoffnung macht mich nicht bezahlt.

Nun denn! wir können ganz kurz aus der Sache kommen. Sie heißen Zeisig. Sagen Sie mir gütig: schreiben Sie sich mit einem Z oder mit einem C.

Mit einem Z, Ihnen aufzuwarten.

Mit einem Z! — Ei ei! dann bedaure ich!

Was, mein Herr?

Sie noch ein Weilchen zur Geduld verweisen zu müssen. Denn sehen Sie: ich bin ein Freund der Ordnung, was besonders von meinen Finanz-Angelegenheiten gilt. Ich habe daher die Einrichtung getroffen, meine Gläubiger nach alphabetischer Ordnung zu bezahlen, und gestern erst bei dem Buchstaben A den Anfang gemacht. Da Sie sich nun mit einem Z schreiben, so folgt

daraus, daß es leider noch eine kleine Zeit hat, ehe ich bis zu Ihrem werthen Namen vordringe.

So! — ei was zum Kukuk geht mich Ihre eigenmächtige Ordnung an? — Bezahlen Sie, Herr! oder —!

Ereifern Sie sich nicht, mein Holder! denn das könnte nur Ihrer mir so theuern Gesundheit schaden. Sie sollen wissen, daß ich gewohnt bin, mich in allem, was ich thue und unterlasse, nach dem Staate zu richten, der guten Bürgern ja stets zum Vorbilde dienen soll. So richte ich mich auch streng nach den Grundsätzen, welche bei Bezahlung der Staatsgläubiger befolgt werden. Auch diese müssen, sobald sie Unterthanen sind, so lange warten, bis die Reihe an den Buchstaben U kommt. Freilich, wenn man sie als Bürger des Staats betrachtete, dann würden sie

früher dran kommen, aber — — — Stille! wir werden behorcht. — Gute Nacht!

Die Geheimen.

Kennst du den, Camerad?

Wie mich selbst.

Hast du's gehört?

Notire mir's so eben in die Schreibtafel.

Offenbare Staatsverrätherei! wir müssen's anzeigen.

Gewiß! — Aber es muß halt! ein Bissel aufgestutzt werden, damit es wonach aussieht.

Richtig! 'S muß halt! ein Bissel eingemengt werden von geheimen Verbindungen, Revolution und Briefwechsel mit den französischen Bonapartisten und amerikanischen Insurgenten. — Du weißt, es giebt Leute, die für so was gut bezahlen.

Wir sind halt! in einer guten Schule gewesen.

G e s c h r e i.

Halt' den Dieb! halt' den Dieb!

Sackerlot! — jagt mir der Schreihals nicht einen Schreck ein. — Schau, da läuft uns der Spitzbub grad' ins Garn. Ob wir ihn anhalten?

Pah! Was gehn uns fremde Händel an?

Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Fürwitz.

So mein' ich auch. — Lassen wir den ehrlichen Kerl laufen! ein jeder nährt sich, so gut er kann.

Hast recht! auch Wir.

Wir haben halt! wichtigere Sachen zu besorgen.

Die Unvereinbaren.

Beim Phidias und Praxiteles! Venus Aphrodite selbst, meine Schöne! muß bei Ihrer Schöpfung Modell gestanden haben. Darf ich Ihnen meinen Arm —?

Pack' er sich mit seinem dummen Schnack, Maulaff! die Straße ist breit genug.

Die Kriegskünstler.

Ei was! ein geschickter Feldherr muß ja doch vor allen Dingen die feindliche Stellung rekognosciren. Ist es nicht Raserei, mit leichter Cavallerie auf eine Verschanzung loszugehen, die mit grobem Geschütz bedient wird, ohne vorher zu sondiren, was dahinter steckt? — Daher war's denn auch kein Wunder, daß wir mit blutiger Nase abziehen mußten.

Aber liebster, bester Camerad! wir haben ja doch in der französischen Campagne mehr als 10 Fälle gehabt — —

Die Ästhetiker.

Nein, da lob' ich mir den 24. Februar; das ist dir ein grausliches Stück. Ich kann mich nicht satt daran sehen.

Mag seyn; aber ich muß dir sagen: so eine Hinrichtung geht mir doch noch drüber, zumal wenn einer gerädert wird. Ich freue mich schon wie ein Kind auf den morgenden Tag. Mein Schwager, der Polizeicommissarius hat mir einen Platz dicht am Hochgericht versprochen. — Apropos! kennst du den Rips?

Noch nicht.

Nun, dann wirst du eine Freude haben. Ich sage dir: der versteht seine Sache aus dem Grunde. Der spielt dir ein Rad!

Ei! — Nun so wäre ja für den morgenden Tag gesorgt: denn bis Sonnenuntergang bringt man doch bei der Geschichte zu. Was giebt's denn im Theater?

Ein dummes Stück von einem gewissen

Lessing. Emilia Galotti, oder wie es heißt. Zum Glück verlieren wir nichts daran.

Die Moralisten.

(Zurückkommend.)

Ein auffallender Charakterzug der heutigen Generation ist außerdem jener gefühllose Leichtsinn, jene entsetzliche Gleichgültigkeit gegen die Leiden der Mitmenschen. —

Sehr natürlich. Das Ganze ist an den Anblick der unzähligen Gräuelscenen gewöhnt, welche die neueste Zeit ihm vorführte, und das Gefühl ist dadurch in dem Grade abgestumpft worden, daß man ähnliche Erscheinungen als eine Art Comödie betrachtet.

O tempora! o mores!

Die Wechsler.

Sag' mir: ist's wahr, daß du hast gewechselt den Glauben?

Großes Wunder! ich treibe Wechselgeschäfte, so lange ich kann denken.

Die Kenner.

Die Blonden, will ich dir sagen, sind bei weitem feuriger als die Braunen. Nur lodert es bei ihnen mehr innerlich, er brennt gleichsam unter dem Phlegma wie das griechische Feuer unter dem Wasser; während das Feuer der Braunen — Aber du hörst ja nicht auf meine Rede. Ich weiß nicht, du bist heute so zerstreut.

Fahre nur fort! ich höre schon.

Nun

Nun so sag' einmal: welche gefallen Dir am besten?

Mir? Je nun, wenn ich meine aufrichtige Meinung sagen soll: die isabellfarbenen mit weißen Mähnen.

Na ja! da haben wir's!

Die Methodisten.

Gieb ihn nur Mir in die Cur! ich heile die Wahnsinnigen nach einer ganz neuen, höchst wirksamen Methode.

Ich habe davon gehört. Zuerst wird ihnen ein wachsleinenes Hemde angelegt. Wenn sie darin tüchtig geschwitzt haben, zieht man ihnen einen hölzernen Schlafrock an, und beschüttet sie mit frischer Erde. Durch diese Prozedur werden sie so gründlich von dem übel geheilt, daß weder ein unvernünftiges noch ein vernünftiges Wort ferner über ihre Lippen geht.

Die Unglaublichen.

Es ist in der That unglaublich, was der Magnetismus für Wunder thut. Ich habe z. B. zwei meiner Patienten mit einander in Rapport gesetzt, bei denen die physische Wechselwirkung so weit geht, daß wenn der eine ißt, der andre satt davon wird, wenn der eine Schläge oder Stöße empfängt, der andre sie mit fühlt, und wenn der eine sein Liebchen küßt, der andre das Wonnegefühl mit ihm theilt. — Sage selbst: ist das nicht ganz erstaunlich?

Ich versichere dich: mir ist jetzt Nichts mehr erstaunlich, seitdem einer unsrer Wunder-Wundärzte mir einen Fall erzählt hat, der alle Grenzen des Glaublichen zu überschreiten scheint, und dennoch wahr ist. Denn der Mann, dem er begegnete, hat selbst ein schriftliches Zeugniß darüber ausgestellt.

Meinst du etwa die rhinoplastischen Kunstwerke?

Nein, etwas noch seltsameres. Dieser Mann wurde nämlich durch den Säbelhieb eines betrunkenen Dragoners um sein rechtes Ohr gebracht. Der gegenwärtige Wundarzt heilte es ihm aus Übereilung verkehrt an, und nun — stelle dir vor! — hört der Unglückliche seit dieser Zeit alles verkehrt, dergestalt, daß wenn du z. B. zu ihm sagst: „das ist eine verdammte Lüge!“ — er es so hört: „Lüge verdammte eine ist das“ — Was meinst du dazu?

Höre Du! fast möchte ich diese Worte gegen dich selbst richten.

Was? Du glaubst mir nicht? Habe ich etwa Dir nicht geglaubt, und ist Eine Liebe nicht der andern werth? — Aber wenn du zweifelst, so frage nur die Bauern auf dem Amte Hanshagen, wo dieser Mann Justizamtmann ist. Die werden dir bezeugen, daß er wirklich den Fehler hat, bei gerichtlichen Verhören alles verkehrt zu hören, und zu Pro-

tokoll zu bringen. Mancher hat dafür schon mit Haus und Hof büßen müssen.

Ich merke wohl, du treibst mit ehrwürdigen Dingen deinen Spott; aber daran thust du sehr unrecht, denn es giebt nichts Heiligeres —

Die medizinischen Scharfrichter. Als das Treiben dieser Charlatane, die uns glauben machen wollen, daß sie die Weisheit mit Löffeln gefressen haben, und unsre ernste Kunst zu einer erbärmlichen Gaukelei herabwürdigen? Glaubt mir, College! es wird eine Zeit kommen, wo sie in ihrer ganzen Blöße dastehen werden. Es fehlt nur an einem Lucian, der ihnen die Larve vom Gesicht reißt, wie einst dem Schwärmer Peregrinus und dem Gaukler Alexander von Abonoteichos.

Wird nicht einmal vonnöthen seyn. Diese Narrheit, College! ist vorübergehend, wie

die frömmelnde Hirnwassersucht, und die mystische Mondsucht. Ja, die bartlosen Knaben, die sich hin und wieder damit befassen, sorgen schon selbst dafür, daß die Staatsgewalt ihrem Treiben ein Ende machen muß. Laß nur noch ein Dutzend nervenschwache Gänschen unter ihrem Hokuspokus dahinschwinden, ein Dutzend kopfschwache Halbmännerchen durch ihre Manipulationen ganz von Sinnen kommen, und ein Dutzend empfindsame Schönen durch ihre Bemühungen ins Kindbett gerathen: dann werden wir uns wieder sprechen.

Gott erhalte uns unsern gesunden Menschenverstand!

In Ewigkeit Amen! — Gute Nacht, College!

Die theilnehmende Wißbegierde, oder: Dic cur hic!

Jemand und Niemand.

Jemand.

Auf ein Wort, Freund! Willst du mir wohl eine Frage erlauben?

Niemand.

Ein Dutzend! Nur her damit!

Jemand.

Es ist nicht etwa unzeitige Neugierde, nein, mein guter Niemand! es ist die reinste, zärtlichste Theilnahme an deiner mir so werthen Person, welche mich zu dieser Frage auffordert. Sage mir gütig: warum hältst du dich eigentlich hier auf? — Was hast du eigentlich hier zu schaffen?

Niemand.

Dacht' ich's doch. Es ist nicht genug, daß ein ehrlicher Mann seine Staatsbürgerpflichten erfüllt, den Gesetzen gewissenhaft nachlebt,

der Obrigkeit gehorcht, keinem etwas in den Weg legt, bezahlt, was er schuldig ist u. s. w. nein! er muß auch die stets geschäftige Wißbegierde seiner Nebenmenschen befriedigen, Rede und Antwort geben, warum er eigentlich hier und nicht dort lebe, wenn er anders den Kubikfuß Erde und Luft, den er zu seiner Existenz gebraucht, in Frieden behaupten will.

Jemand.

Nun nun! ich bitte dich: werde nur nicht böse! ich habe dich, bei Gott! nicht kränken wollen.

Niemand.

Nicht doch! Ich wundre mich nur, daß sogar **meine** geringe Person ein Gegenstand wißbegieriger Theilnahme werden konnte.

Jemand.

Aufrichtig, mein Freund! **ja!** — Und da man es nicht spitz kriegen kann, daß ein vernünftiger Mann einen bedeutenden Posten aufgegeben habe, um hier — — — Allotria zu treiben, so hat man denn herausgebracht, daß du eigentlich in unsrer guten Stadt ein Asyl gesucht habest, weil du wegen allzufreier Äußerungen gegen die mesopotamische Regierung in deiner Heimat für vogelfrei erklärt worden seyest.

Niemand.

Hat man's wirklich herausgebracht? Je nun! die Sache ist nicht ganz ohne — Noch mehr — aber daß du mich um des Himmels willen nicht verräthst! — ich stehe, im Vertrauen gesagt, in einer geheimen Verbindung mit den südamerikanischen Independenten, und habe mich hieher zurückgezogen, um sogleich auf dem Sprunge zu seyn, wenn man mir etwa hinter die Schliche kommen sollte.

Jemand.

Da haben wirs! — Aber machst du mir etwa auch einen blauen Dunst vor? — Ohne Zweifel: ich sehe es ja an dem spöttischen Zuge um deinen Mund. — Nein, mein guter Niemand! so kommst du mir noch nicht aus den Händen. Heraus mit der Sprache!

Niemand.

Ich sehe wohl: ich muß dir schon klaren Wein einschenken. So wisse denn: ich bin eigentlich hier, um die Naturgeschichte der Hummern, Schollen, Stöhre, Steinbutten und andrer interessanten Seefische und Seekrebse zu studiren und meine Beobachtungen sodann der geheimen naturforschenden Gesellschaft zu Tombuktoo, deren geheimes Mitglied ich zu seyn die Ehre habe, insgeheim mitzutheilen. Nebenbei aber

gedenke ich hier durch angestrengte Bemühungen das große und vielbesprochene Problem zu lösen: ob das hiesige Rauchfleisch, wenn man es fleißig mit Porterbier einnimmt, wirklich einen sichtbarern Einfluß auf das physische Wohlseyn des menschlichen Geschlechts habe, als Teltauer Rüben, mit Berliner Stadtbier verdünnt. Das Resultat werde ich sodann an die physiologische Classe der Akademie der Wissenschaften zu Seringapatnam einberichten. — Habe ich dich jetzt zufrieden gestellt?

Jemand.

Du bist und bleibst ein Spaßvogel, mit dem sich nichts gescheutes aufstellen läßt.

Niemand.

Doch kann ich dir wenigstens mit einer ernsthaften Wahrheit dienen.

Jemand.

Laß hören!

Niemand.

„Man kann ein Großstädter, und doch ein großer Kleinstädter seyn." — Ich bitte dich, lieber Nachbar! verkümmern wir uns das armselige Bischen Lebensfreude nicht noch durch lästige Spürerei. Fege jeder vor seiner Thür, und sehe nach seinem eignen Topfe, daß ihm die Suppe daheim nicht verbrenne.

Schlußgespräch zwischen dem Autor und dem Freunde.

Freund.

Dein Werkchen enthält kühne, ja mitunter gewagte Äußerungen. — Wäre die Zensur ängstlich, so hätte dir mit gutem Fug manches gestrichen werden können.

Autor.

Gewiß! — Und dennoch behaupte ich, daß ich eigentlich nichts gewagt habe.

Freund.

Ich möchte doch wissen, wie du diese Behauptung rechtfertigen willst.

Autor.

Ein Schriftsteller, der mit kühner Freimüthigkeit über Alles, selbst über den Staat und dessen Gebrechen schreibt, ist im Grunde der größte Lobredner und feinste Schmeichler desselben. Denn diese Kühnheit stützt sich ja auf das Bewußtseyn: du lebst unter dem

schirmenden Zepter einer Regierung, die nicht will, daß dem Gedanken Fesseln angelegt werden.

Freund.

Nicht übel. — Auf diese Art wäre also die ungemessenste Schmähschrift gegen den Staat das feinste Compliment für denselben. Ich zweifle sehr, daß irgend ein Gerichtshof diese neue Ansicht theilen würde.

Autor.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines etc. Ich setze voraus, daß an den beiden höchsten Majestäten, der Wahrheit und Bescheidenheit, nicht ruchlos gefrevelt werde. Nur muß man nicht glauben, der Hofbann der letztern erstrecke sich so weit, als das Schranzenvolk ihn gern ausdehnen möchte, denn sonst würde der Raum, worin die freimüthige Meinung sich bewegen darf, zuletzt so eng werden, daß man es z. B. kaum noch wagen dürfte, von Hofhunden zu sprechen, weil dieser Ausdruck gar leicht gemißdeutet werden könnte. Indem ich daher dieses Büchlein, welches allerdings mehr als ein Dutzend Äußerungen enthält, worüber mancher jener Wächter ein Gebell erheben wird, in die Welt hinaussende, ermuthigt mich der Gedanke:

Hier zu Lande giebt es weder ein Maulschloß für das freie Wort, noch Zwinger und Scheiterhaufen für den, der es ausgehen läßt. — Gott mit Dir!

Berichtigungen.

Seite	Zeile		
7	9	v. o.	statt ein *tabula* lies eine *tabula*.
10	4	v. u.	st. keinen l. keinem.
22	5	v. u.	st. Mühlenteich l. Mühlenbach.
26	6	v. u.	st. Verdämmerungsanstalten lies Verdümmerungsanstalten.
48	4	v. o.	versetze die Häkchen nach Z. 13.
58	7	v. o.	st. ersinnlicht l. versinnlicht.
63	10	v. o.	st. Bemühungen l. Berührungen.
65	5	v. o.	st. zerstört l. verstört.
153	8	v. o.	st. Kahlkopf l. Kehlkopf.
237	2	v. u.	st. Hochredekunst l. Schönredekunst.
242	1	v. u.	st. Thürringer l. Thorringer.
246	5	v. u.	st. einem l. einen.
268	9	v. u.	st. innern l. innigen.
276	2	v. u.	st. Apokalyse l. Apokalypse.
282	11	v. o.	st. auch l. euch.
331.	4	v. u.	st. verführt l. vorführt.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Die Nachwehen	V
Die Gedankensaat	1
Das schöne Bündniß	13
Das Schachspiel	15
Die Gartenjustiz und Gartenpolizei . . .	17
Der Taufname	20
Die mechanische Wiege	22
Die Kuhpocken-Impfung	25
Das Rad der Fortuna	28
Was ist ein Habicht?	30
Die Direktion des Welttheaters	32
Theaterpolitik	34
Wie arrondirt man sich?	37
Recht und Unrecht, oder: wie man's nimmt	41
Das Gleichgewicht von Europa	56
Ich liebe dich, darum züchtige ich dich . .	59
Die Somnambule	62
Die bewaffnete Neutralität	65
Die Nachdrucker und die Barbaresken . .	68
Der Feuerseher	71
Der Hypochondrische Narr	74
Citra und Ultra	76
Der Welt Lauf, oder: Prügelst du meine Juden, so prügele ich deine	78

Seite

Das geheime Polizeigenie 80
Staatshaushaltung 82
Das Kalleidoskop 83
Monarchien — Polyarchien 87
Aber Töffel! hast du denn keine Knochen am Leibe? 94
Feindesliebe 99
Deutsche oder Teutsche? Demoisellen oder Jungfrauen? 104
Tugend vergeht, Schönheit besteht . . 107
Schuld und Unschuld 109
Ungewißheit und Gewißheit 111
Auskommen und einkommen 120
Der verkehrte Geschmack 123
Der Mensch: ein Centaur 128
Gebet eines Kornwucherers 135
Flitterstaat und Staatsflitter 139
Das hochnothpeinliche Büchergericht . . 142
Die moderne Evangelistin 146
Kunstkennerei 151
Chinesische Urtheile 158
Grönländische Urtheile 160
Ego! Ego! Ego! 164
Schicksals-Exekutionen 167
Plan zu einem Trauerspiele hochtragischer Art 172
Zweikampf und Genugthuung 180
Die Legitimität, oder der Majestätsstempel 188
Die Verstrickten 195
Wetterfahnen und Windmäntel 196
Justizreform und Folterwiedereinführung . 199
Künstlerruf und Kunstreisen 202
Der Herr der Herren: der Sklav der Sklaven 210

Seite

Der schlaue Menschenkenner, oder: Auch ein Weg zur Versorgung 218
Die blinden Weltherrscher 223
Seidenraupen und weiße Raben . . . 225
Willkommen und Abschied 229
Der deutsche Kunstprotektor 237
Was ist ein geborner Edelmann? . . . 246
Störche, Schwalben und Heuerleute . . 265
Was ist das Weib? Oder: Die Hypothese von den schwarzweißen Engeln . . . 271
Die zerstreuete Frau 286
Der Alterthumsfreund 289
Jeder Einzelne = 1 + 10; Alle zusammen = 0 — 0. 293
Germania mit dem Ruthenbündel . . . 298
Das Leben: ein Maskenball 301
Lob der Franzosen 304
Neue Volkstugenden der Deutschen . . . 310
Die Fabel von dem Magen und den Gliedern des Körpers 318
Paroli! oder: die drei Musen und der Rehbock 326
Wählt nicht zu lange! Oder: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin 332
Der Defensor matrimonii. Zu deutsch: Heirathen oder nicht heirathen: das ist die Frage! 338
Die 95 theologischen Zankäpfel, oder: Kampf muß seyn 355
Gesprächs-Brocken 359
Die Glühenden 359
Die Abgekühlten 360

Seite

Die Tiefsinnigen 361
Die Staatsklügler 362
Die Tanzfreunde 362
Die Irrenden 363
Die Nichtirrenden 365
Die Glücksspieler 366
Die Meteorologen 367
Die Prozentmänner 368
Die Vernünftigen 369
Die Nüchternen 371
Die leicht — Fertigen und der Spötter 372
Die Moralisten 373
Die Eilfertigen 374
Die Naturfreunde 374
Die Verwandten 375
Die Geheimen 378
Geschrei 379
Die Unvereinbaren 380
Die Kriegskünstler 381
Die Ästhetiker 381
Die Moralisten 383
Die Wechsler 384
Die Kenner 384
Die Methodisten 385
Die Unglaublichen 386
Die theilnehmende Wißbegierde, oder: Dic cur hic! 390
Schlußgespräch zwischen dem Autor und dem Freunde 394

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Briefen (mit Bedacht wählte er die unterhaltende Briefform) der philosophische Geist und der selten damit verbundene belebte Weltton vorherrscht. Daß er in den denkwürdigen Jahren 1813 bis 1815 jene durch Zeitumstände damals so merkwürdigen Länder bereiset, daß er in das Gebiet der Politik und Sitten, der Künste und Wissenschaften tief eingedrungen, und diese mit gründlicher Sachkenntniß, jene mit großer Freimüthigkeit beurtheilt hat, gereicht ihm eben so sehr zum Verdienst als dem Leser zum Vortheil.

Ferner:

Märchen = Saal. Sammlung alter Märchen; mit Anmerkungen herausgegeben von Fr. W. Val. Schmidt Bd. I. Die Märchen des Straparola, a. d. Italienischen übersetzt. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Elixiere des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Capuziners, herausgegeben vom Verf. der Fantasiestücke in Callots Manier (E. T. A. Hoffmann). 2 Bände . . . . 3 Rthlr.

Kotzebue, A. v., Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel, 3 Theile. geh. . 5 Rthlr. 12 Gr.

Polterabendspiele. Mit Beiträgen von Bornemann, Helmina von Chezy, Gubitz, Langbein, Müchler, Schink. Herausgegeben von F. W. J. Kralowsky. 12. geh. 18 Gr.

Nächstens wird erscheinen:

eine Verdeutschung des vom Verfasser des Waverley und Guy Mannering herausgegebenen neuen Romans Rob Roy, wovon bereits in England die 3te Auflage erschienen ist, unter dem Titel:

Robin der Rothe; eine Schottische Sage, nach Walter Scott bearbeitet von W. A. Lindau; in drei Bänden.

Die Uebersetzung ist mit der vom Verfasser zu erwartenden Sorgfalt und Sprachkenntniß bearbeitet, und mit einer Einleitung von ihm versehen, welche den Deutschen Leser auf den gehörigen Standpunkt versetzt.

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg/L

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich, Theodor Heinrich,

Dialogische Turnspiele Das ist: erbauliche Gespräche zwischen Spöttern und ernsthaften Leuten über allerlei Dinge

Berlin 1819

L.eleg.m. 372 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576145-0